Der

Deutsche Kirchenfreund.

Jahrgang 1. August, 1848. Nro. 8.

Der Apostel Johannes.

I. Sein Leben.

Der Evangelist Johannes (entsprechend unserem deutschen Gotthold) ist der Sohn des galiläischen Fischers Zebedäus und der Salome und stammt wahrscheinlich, wie die Apostel Petrus, Andreas und Philippus, aus dem Fischerorte Bethsaida. Die Eltern scheinen nicht ganz unbemittelt gewesen zu sein. Denn sein Vater hatte Miethsknechte in seinem Dienste (Mark. 1, 20), die Mutter gehörte zu den Frauen, welche Jesum mit ihrem Vermögen unterstützten (Matth. 27, 56. Luk. 8, 3) und Specereien zu seiner Einbalsamirung kauften (Luk. 23, 55. 56). Johannes besaß in Jerusalem ein eigenes Haus, in das er die Mutter des Herrn nach der Kreuzigung aufnahm (Joh. 19, 27). Sein Bruder Jakobus, der Aeltere, wurde schon im Jahre 44 als Märtyrer unter Herodes Aggrippa enthauptet (Ap. Gesch. 12, 2). Die ersten Keime der Frömmigkeit pflanzte wohl die fromme Mutter in das zarte Herz des Knaben. Salome war zwar damals noch in den fleischlichen Messiashoffnungen der Juden befangen und nicht frei von einer gewissen Eitelkeit, wie man aus ihrer Bitte an den Herrn ersieht, daß er ihren beiden Söhnen die obersten Stellen in seinem Reiche geben möchte (Matth. 20, 20 ff.); allein doch folgte sie Jesu treulich nach und verließ ihn selbst am Kreuze nicht (Mark. 15, 40). Wie alle übrigen Apostel, mit Ausnahme des Paulus, erhielt auch Johannes keine gelehrte oder wissenschaftliche Erziehung (Ap. Gesch. 4, 13). Alles, was ihm dadurch abging, sollte nachher durch die wunderbare Erleuchtung des heiligen Geistes, welcher der beste Professor ist, reichlich ersetzt werden. Ohne Zweifel wurde er aber frühzeitig mit der heil. Schrift des Alten Testaments bekannt, die seinem natürlichen Hange zu tiefsinnigem Denken und seinem feinen, zarten Gemüthe weit gesundere Nahrung gab, als die mit allerlei irreleitenden Satzungen entstellte pharisäische Schulgelehrsamkeit.

In seinen Jünglingsjahren schloß er sich an Johannes, den Täufer, an. Denn er ist ohne Zweifel der Ungenannte unter den zwei Johannisjüngern, wovon er selbst Joh. 1, 35 ff. redet. Sein empfängliches Gemüth, das sehnsüchtig auf die Hoffnung Israels wartete, mußte in dem ernsten Bußprediger, der Christo, wie die Morgenröthe der Sonne, bahnbrechend voranging, bald einen göttlichen

Gesandten erkennen. Von diesem Herold wurde er in der Jordanaue in Peräa mit Andreas zu Jesu als dem Lamme Gottes hingewiesen, das der Welt Sünde trägt. Gleich die erste Bekanntschaft mit dem Heiland war unserm Johannes so merkwürdig und unvergeßlich, daß er sich noch in alten Tagen der Stunde des Zusammentreffens erinnerte (Joh. 1, 40). Nachdem er einen Tag den Umgang des Gottessohnes genossen und den Worten seines Mundes gelauscht hatte, kehrte er mit Petrus und Andreas in seine Heimath und zu seinem Gewerbe zurück. Da konnte der gute Saame, den Jesus in sein Herz gelegt hatte, sich frei entwickeln, und es gehörte zu der großen Lehrweisheit des Herrn, den naturgemäßen Bildungsgang nicht zu hemmen. Bald nachher wurde Johannes sammt Jakobus, Petrus und Andreas mitten aus der Gewerbthätigkeit heraus von Jesu zu beständiger Nachfolge und zum Apostelamte berufen (Matth. 4, 18 ff. Mark. 1, 16 ff. Luk. 5, 1—11). So ist er der Repräsentant der Jünger, die allmählig ohne gewaltige innere Kämpfe und auffallende äußere Veränderungen in die Gemeinschaft mit dem Erlöser hineingeleitet werden, während der Apostel Paulus uns das Musterbild einer plötzlichen Bekehrung darbietet. Die erste Weise eignet sich besonders für sanfte, sinnige, jungfräuliche, die andere für kräftige, rasch entschlossene, unabhängige, oder auch für trotzige, rohe Gemüther. Die johanneische Bekehrungsweise finden wir zum Beispiel bei einem Thomas a Kempis, Melanchthon, Spener, Zinzendorf, die paulinische bei einem Augustin und Luther.

Johannes, dessen Gemüth zu tiefer Freundschaft und inniger Liebe geschaffen war, wurde einer der vertrautesten Jünger des Herrn. Er, sein Bruder Jakobus und Simon Petrus bildeten die Auserwähltesten der Auserwählten, das heilige Kleeblatt, auf welchem das Auge des Gottmenschen mit besonderem Wohlgefallen ruhte. Sie allein waren Augenzeugen der Auferweckung von Jairi Töchterlein (Mark. 5, 37), der Verklärung Christi auf Tabor (Matth. 17, 1) und seines Leidens in Gethsemane (Matth. 26, 37. Mark. 14, 33). Der Grund dieser Bevorzugung muß theils in der freien Wahl des Herrn, theils in der Eigenthümlichkeit der drei Jünger gesucht werden. Von Jakobus wissen wir fast gar nichts. Er scheint eine stille, ernste, tiefe Natur gewesen zu sein und starb, wie schon bemerkt, wenige Jahre nach der Himmelfahrt den Märtyrertod als Chorführer der apostolischen Blutzeugen. Petrus ist uns bekannt als ein rascher, feuriger, thatkräftiger Mann, der immer im Namen aller Apostel redet und handelt, der sich eignete, eine ganze Richtung zu repräsentiren und bei der Gründung der christlichen Kirche an der Spitze zu stehen. Das war auch der Fall. Er hat sich bereits am ersten christlichen Pfingstfest, dem Geburtstag der Kirche, als den Felsen bewährt, auf welchen der Herr seine theuer erkaufte Gemeinde zu bauen verheißen hatte. Johannes tritt nicht so sehr nach außen hervor; aber desto heller und wärmer brennt das Feuer seiner Liebe im Innern. Dieser tiefe Liebesgrund seines Wesens, die religiöse Genialität, die ihm eigen war, stellte ihn noch über die beiden andern und machte ihn zur Krone in jenem Trifolium der Freunde des Gottes- und Menschensohnes. Er besaß das große

Privilegium, an der Brust Jesu zu liegen und da die Herzensschläge des ewigen Erbarmens zu belauschen (Joh. 13, 23. 20, 2), und konnte sich daher mit Recht den Jünger nennen, den Jesus in ganz besonderem Maaße lieb hatte (Joh. 19, 26. 21, 7). Der Herr hat durch dieses Verhältniß ein Ideal heiliger Freundschaft aufgestellt, dem wir unbeschadet der allgemeinen Menschenliebe nachstreben dürfen und sollen.

Am Kreuze übergab Jesus seinem Lieblingsjünger die Maria, da er am meisten geeignet war, Kindesstelle an ihr zu vertreten. Er nahm sie in sein Haus (Joh. 19, 27) und verweilte mit ihr nach der Tradition in Jerusalem bis zu ihrem Tod, der im Jahre 48 erfolgt sein soll. Im Neuen Testament selbst finden wir bloß noch folgende Spuren von seinem spätern Leben. Nach der Himmelfahrt blieb er mit den übrigen Aposteln in Jerusalem und erscheint nächst Petrus als die Hauptpersönlichkeit in der jungen Kirche, ohne jedoch so öffentlich hervorzutreten, wie dieser. Er heilt mit Petrus den Lahmen (Ap.Gesch. 3, 1 ff.), wird mit ihm nach Samaria gesandt, um dort die durch den Diakonus Philippus getauften Christen durch Mittheilung des heil. Geistes zu befestigen, gleichsam zu confirmiren (8, 14 ff.) und kehrt von da wieder nach der jüdischen Hauptstadt zurück. Hier trifft ihn Paulus auf der zweiten Reise, die er nach seiner Bekehrung dorthin machte, und bezeichnet ihn, so wie Petrus und Jakobus, den Bruder des Herrn, als die Säulen der Kirche (Gal. 2, 1 — 9). Als Paulus etwa im Jahre 60 zum letzten Male nach Jerusalem kam, scheint von apostolischen Männern bloß Jakobus, der Bruder des Herrn, dort gewesen zu sein. Denn nach Ap. Gesch. 21, 16, besuchte er ihn und besprach sich in dessen Hause mit den Aeltesten der Gemeinde, aber eines andern erwähnt er nicht.

Daß Johannes den späteren Theil seines Lebens in der kleinasiatischen Stadt Ephesus zubrachte, ist durch die übereinstimmenden Nachrichten der Kirchenväter außer Zweifel, und auch aus den Sendschreiben in der Offenbarung (c. 1, 11. c. 2 und 3) geht hervor, daß er die Oberleitung der kleinasiatischen Gemeinden hatte. Wann er dorthin gekommen sei, läßt sich nicht bestimmen. Man kann bloß so viel feststellen, daß er nicht lange vor dem Tode des Apostels Paulus, vielleicht erst nach demselben dorthin gekommen sein kann. Denn in der Abschiedsrede, welche Paulus bei seiner letzten Anwesenheit zu Milet an die Vorsteher der ephesinischen Gemeinde hielt, wird des Johannes mit keiner Sylbe erwähnt und in den Briefen an die Epheser und Kolosser, welche er aus der römischen Gefangenschaft schrieb, so wie in den wahrscheinlich noch späteren Briefen an den Timotheus betrachtet sich Paulus noch ganz als den Oberaufseher über die kleinasiatischen Gemeinden und erwähnt des Johannes mit keinem Worte. Vielleicht hat gerade der Märtyrertod des großen Heidenapostels um's Jahr 67 und die dadurch erfolgten Zerrüttungen in den genannten Gemeinden den Johannes veranlaßt, sich dorthin zu begeben und die Stelle Pauli, wenn gleich in anderer, seiner Eigenthümlichkeit angemessenen Weise zu vertreten.

Von Ephesus wurde er nach der einen Nachricht unter dem Kaiser Nero um's

Jahr 67, nach der andern etwas später unter dem Kaiser Domitian (a. 81) um seines Glaubens willen nach der Insel Patmos im ägeischen Meere verbannt. Dort empfing und schrieb er die Offenbarung (c. 1, 9). Nach seiner Befreiung lebte er zu Ephesus noch bis in die Regierungszeit des Kaisers Trajan hinein, der im Jahre 98 den Thron bestieg, und starb über 90, nach andern über 100 Jahre alt eines natürlichen Todes. Während die andern Apostel mit der Bluttaufe des Märtyrertodes getauft wurden, schritt er gleichsam in himmlischer Verborgenheit durch die Drangsale der ersten Kirche hindurch und entschlummerte sanft in der Liebe Schooß. Aus Mißverständniß der Worte des Herrn Joh. 21, 22 entstand die Sage, Johannes sei nicht eigentlich gestorben, sondern schlummere nur, mit seinem Odem den Leichenhügel bewegend, bis zur zweiten Wiederkunft des Herrn. In seinen Schriften freilich lebt er ewig fort und haucht unaufhörlich mit seinem schöpferischen Odem Leben und Frieden in die Todtengebeine der Menschheit hinein, daß sie aufstehen aus dem Grabe ihrer Sünden und in einem neuen Dasein wandeln.

II. Sein Charakter.

Die Geistes- und Charakter-Anlagen, welche der Schöpfer dem Menschen als Aussteuer mit in die Welt giebt, werden durch den wiedergebärenden Glauben nicht vertilgt, sondern bloß von ihren sündlichen Beimischungen gereinigt, zum Dienste Gottes geheiligt und so erst zu ihrer vollen Reife gebracht. Johannes gehört zu den reichbegabten Naturen, ausgerüstet mit einem feinen, sinnigen Geiste und mit einem zarten, liebenswürdigen Gemüthe. Jedes Talent und jeder Charakterzug hat jedoch eine gewisse Erbsünde, die ihm anhaftet, und ist einem besonderen Mißbrauche ausgesetzt. Sein Hang zu tiefem, philosophischem Nachdenken hätte ihn in einer schlechten Schule leicht zu einem System schwärmerischer, pantheistischer, d. h. Gott und Welt vermischender (unterschiedslos in einander schauender) Speculation verleiten können. Aber durch die gläubige Anschauung des fleischgewordenen ewigen Wortes wurde diese Gabe geweiht zu einer heiligen Weisheit, die uns in die innersten Tiefen des Herzens Gottes und seiner Liebesabsichten mit der Menschheit hinabblicken läßt. Er ist im Umgange mit der persönlichen Wahrheit der Chorführer christlicher Philosophen, ein Repräsentant gottbegeisterter Erkenntniß geworden. In dem einfachsten, kindlichsten Gewande weiß er die tiefsinnigsten Wahrheiten mitzutheilen, die dem schärfsten und kühnsten Denker einen unerschöpflichen Stoff zur Forschung darbieten. Die kirchliche Symbolik hat dem Johannes den Adler zum Attribut gegeben, der sich kühn und freudig in die höchsten Regionen hinaufschwingt, und der geniale Raphael hat ihn daher als auf Adlersfittigen ruhend und mit dem scharfen Blicke in die Höhen des Himmels schauend dargestellt. Auf eine sinnreiche Weise wollte dadurch die Kirche die scharfe Sehergabe, die prophetische Fernsicht, die kühne Schwungkraft und edle, imponirende Stärke des johanneischen Geistes versinnlichen.

Was seinen praktischen Charakter anbetrifft, so war Johannes auch hierin natürlich trotz all' seiner schönen Anlagen nicht frei von Sünde. Gerade solche zart angelegte, liebevolle Seelen neigen gewöhnlich zur Empfindlichkeit, zum Neid, zu feiner Eigenliebe und Eitelkeit hin. Eine gewisse Eifersucht leuchtet aus dem Zuge hervor, welchen Luk. 9, 49. 50 und Mark. 9, 38—40 von Johannes berichten, und ein ehrgeiziges Streben liegt in seiner Bitte an den Herrn, um die oberste Stelle, gleichsam um einen Ministerposten im messianischen Reiche (Mark. 10, 35). Besonders wichtig ist das Factum, welches Luk. c. 9, 51—56 erzählt. Als nämlich die Bewohner eines samaritanischen Dorfes Jesum nicht aufnehmen wollten, brachen die beiden Brüder Johannes und Jakobus in die zornigen Worten aus: „Herr, willst Du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elias that?" Hier zeigt sich offenbar ein vorschneller, fleischlicher Eifer, eine unlautere Nachsucht, welche den alttestamentlichen Standpunkt mit dem neutestamentlichen verwechselte, und vergaß, daß des Menschensohn nicht gekommen sei, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten. Wir sehen aber daraus, daß Johannes keineswegs ein weichlicher, sentimentaler Charakter war, wie er nicht selten dargestellt wird. Seine Liebe war durchaus kräftiger, tiefer Natur und konnte daher leicht in einen ebenso kräftigen Haß umschlagen, denn der Haß ist nur die umgekehrte Liebe. Wahrscheinlich hat die Bezeichnung: Donnersöhne, welche Jesus nach Mark. 3, 17 den Söhnen Zebedäi beilegte, eine Beziehung auf diesen Zug, aus welchem aufbrausende Gemüthswallungen, wie die in dem angeführten Falle war, hervorgehen konnten. Eine feurige Natur zieht den geliebten Gegenstand leidenschaftlich an sich, stößt aber auch ebenso leidenschaftlich alles ab, was diesem widerstreitet. So lange nun dieses Temperament nicht geläutert und besänftigt ward durch den göttlichen Geist, konnte es zerstörend wirken, wie der erschütternde, finster rollende Donner. Jesus tadelte also, indem er dem Johannes jenen Beinamen gab, seinen unbesonnenen Eifer und seine fleischliche Leidenschaft und gab ihm einen ernsten Wink, seine Natur zu bändigen und das Ungöttliche in seinem Feuer auszulöschen. Kam aber dieses Temperament unter die Zucht und Leitung des heiligen Geistes, so konnte es, wie jede geheiligte Naturgabe, Großes und Herrliches im Reiche Gottes wirken. Insofern liegt in der Bezeichnung „Donnersohn" zugleich etwas Ehrenvolles, wie derselbe Donner, der das eine Mal zerstört, das andere Mal die Luft reinigt und mit den ihn begleitenden Gewitterschauern die Erde befruchtet. Was daher Wahres und Gutes in jenem Eifer war, das ist in dem wiedergebornen Johannes geblieben, nämlich die sittliche Kraft und Entschiedenheit, mit welcher er das Gute liebte und das Böse haßte. Die Naturgabe wurde von allen sündlichen Beimischungen geläutert, besänftigt und dem Willen Gottes dienstbar gemacht. In der Apokalypse rollt noch laut und mächtig der Donner gegen die Feinde des Herrn und seiner Braut, und den Nachhall des Donners hören wir auch noch in dem vielleicht später geschriebenen Evangelium und den Briefen. Wohl herrscht hier ein stilles, sanftes Säuseln vor, aber auch der Sturm braust, wenn er das Gericht

des Menschensohnes beschreibt K. 5, 25 — 30. Das Feuer seiner Liebe, das alles Gottverwandte erleuchtet und erwärmt, verzehrt auch mit demselben Eifer die heillosen Empörer gegen die göttliche Majestät. Er läßt den Herrn die Juden, welche mit Mordgedanken umgingen, ohne Weiteres Teufelskinder nennen (8, 44) und heißt jeden, der vorsätzlich Sünde thut, ein Teufelskind (1 Joh. 3, 8). Welch' ein heiliger Abscheu thut sich in ihm kund, wenn er vom schwarzen Verräther seines Meisters und von der Verstocktheit seiner pharisäischen Gegner spricht! Wie ernst und unerbittlich warnt er vor jedem Läugner der Fleischwerdung Christi als vor einem Widerchristen (1 Joh. 4, 1 ff.)! Ja, in seinem 2. Briefe V. 10 u. 11 verbietet er sogar, einen Abtrünnigen zu grüßen und ihn in's Haus aufzunehmen. Bedenkt man dieß, so hat die Erzählung des Irenäus durchaus nichts Unwahrscheinliches. Als nämlich der greise Johannes mit dem gnostischen Irrlehrer Cerinthus in einem öffentlichen Bade zusammengetroffen sei, soll er dasselbe alsbald mit den Worten verlassen haben: er fürchte, das Gebäude möchte zusammenstürzen, weil Cerinth, der Feind der Wahrheit, sich darin befinde.

Wenn man nur nicht den Charakter des Johannes schwächlich sich vorstellt nach der Weise sentimentaler Romanschreiber, so lassen sich diese scheinbar widersprechenden Züge, die innige Gluth der Liebe und der verzehrende Zorn, die himmlische Sanftmuth und der donnernde Eifer sehr gut vereinigt denken. Es war eine und dieselbe Kraft der Liebe, welche sich in beiden Fällen, nur nach entgegengesetzter Richtung, kund gab, das eine Mal positiv das Göttliche anziehend, das andere Mal negativ das Ungöttliche und Antichristliche abstoßend. Wer die christliche Liebe in gutmüthige Nachsicht gegen die Sünde setzt, der hat einen ganz verkehrten Begriff davon und richtet nur mit dieser verwaschenen Gutmüthigkeit denjenigen moralisch zu Grunde, welchen er verschonen will. Je inniger eine Mutter ihr Kind liebt, desto sorgfältiger wird sie über seine Fehler wachen, und sie bestrafen, damit es durch Buße und Besserung immer liebenswürdiger werde. Je glühender und unbedingter einer Gott liebt, desto entschiedener und unerbittlicher wird er den Teufel und das Böse hassen.

III. Vergleichung mit Petrus und Paulus.

Vergleichen wir den Johannes mit Petrus, so finden wir bei aller Einheit ihres Glaubens- und Liebelebens das verklärte Ebenbild Gottes in ihnen auf sehr verschiedene Weise ausgeprägt. Gott liebt es, in seinen Kindern eine unendliche Mannigfaltigkeit von Gaben, Kräften und Eigenthümlichkeiten auszubreiten, so daß die Kirche einem Garten gleicht, in welchem die Blumen jeglicher Gattung und Zone mit den verschiedensten Farben durcheinander spielen und ein wundersames Gesammtgemälde darstellen. Petrus ist eine nach außen gewandte, praktische, zur Organisation und Kirchenleitung geschaffene Natur. Er tritt rasch hervor, im Namen aller andern Apostel redend und

handelnd. Daher er denn, zur Bestätigung des merkwürdigen Wortes Christi Matth. 16, 18, im ersten Stadium der christlichen Kirchengeschichte bis zum Apostelconcilium (Ap. Gesch. c. 15) als die Hauptperson dasteht. Johannes dagegen ist nach innen gewandt, sinnig in sich gekehrt und geeignet zur Fortbildung der bereits gegründeten Gemeinden in dem inneren Leben der Erkenntniß und der Liebe. In der Apostelgeschichte finden wir beide an der Spitze der jungen Gemeinde; aber Petrus überragt den Johannes weit an überwiegender Thatkraft. Er tritt hervor als der erschütternde Prediger, der gewaltige Wunderthäter, der bahnbrechende Apostelfürst. Der Jünger der Liebe steht ihm im geheimnißvoller Schweigsamkeit bescheiden und doch imponirend zur Seite. Denn man ahnt, daß er eine ganze Welt von Gedanken in seinem stillen Gemüthe trage, die er zu seiner Zeit und an seinem Orte schon offenbaren werde. Während Petrus und Paulus die Gabe, zu pflanzen, hatten, besaß er, wie Appollo, die Gabe zu begießen. Ihm hat der Herr der Kirche nicht das Geschäft des Anfangs, sondern der Vollendung aufgetragen. Wie sein Evangelium der Zeit und der Anlage nach die anderen drei voraussetzt, so setzen seine Schriften überhaupt schon eine gewisse Reife der christlichen Erkenntniß voraus, um völlig verstanden zu werden. Petrus ist seinem Temperamente nach sanguinisch, daher leicht angeregt, rasch entschlossen, auch schnell aufbrausend, nicht immer nachhaltig und zuverlässig, weil von augenblicklichen Eindrücken bestimmt, ein Mann der Gegenwart und der unmittelbaren Rede und That. Johannes ist melancholisch, daher nicht so schnell, aber wenn einmal, dann um so tiefer ergriffen, sich an seinen geliebten Gegenstand mit der größten Innigkeit anklammernd, wenig bekümmert um die Außenwelt, tiefsinnig verweilend in der Vergangenheit, ein Meister der Erkenntniß und der Liebe. Beide Jünger liebten den Herrn von ganzer Seele, aber, wie Grotius geistreich bemerkt, Petrus war mehr ein Christusfreund, Johannes ein Jesusfreund, d. h. jener verehrte und liebte in dem Heiland vorzugsweise sein Amt, seine messianische Würde, Johannes schloß sich vor allem an seine Person an und stand ihm daher persönlich noch näher, war, so zu sagen, sein Busenfreund. Ein ganz ähnliches Verhältniß findet unter den weiblichen Charakteren des Neuen Testamentes zwischen der praktischen, vielgeschäftigen, auf das Mannigfaltige gerichteten Martha und der stillsinnenden, in Jesu Liebe, dem Einen nothwendigen Theil, selig ruhenden und darüber die Außenwelt vergessenden Maria Statt. Doch auf beiden ruht das Wohlgefallen des Herrn, beide sind gleich nothwendig im Reiche Gottes, und es würde uns ein wesentlicher Zug in dem Gesammtgemälde des christlichen Lebens fehlen, wenn wir den einen oder andern dieser Charaktere nicht hätten.

Mit Paulus hat Johannes gemein die Tiefe der Erkenntniß. Es sind die beiden Apostel, die uns den entwickeltsten und vollständigsten christlichen Lehrbegriff hinterlassen haben. Aber ihre Erkenntniß ist verschiedener Art. Paulus, in der pharisäischen Schulgelehrsamkeit gebildet, ist ein überaus scharfsinniger Denker und gewandter Dialektiker, die christlichen Lehren durch begriffliche Ent-

wicklung darstellend, vom Grund zur Folge, von der Ursache zur Wirkung, von dem Allgemeinen zum Besonderen, von den Propositionen zum Schlusse in logischer Klarheit und Schärfe fortschreitend, — ein Repräsentant ächter Scholastik im schönsten Sinne des Wortes. Die Erkenntniß des Johannes ist Intuition und Contemplation. Er schaut seinen Gegenstand mit dem Gemüth, er überblickt alles wie in Einem Gemälde und stellt so die tiefsten Wahrheiten als ein Augenzeuge ohne Beweisführung unmittelbar in ihrer Ursprünglichkeit dar. Sein Erkennen göttlicher Dinge ist der tiefsinnige Blick der Liebe, die immer auf das Centrum sich richtet und von da aus alle Punkte der Peripherie mit Einem Male überschaut. Er ist der Repräsentant aller ächten Mystik. Beide zusammen sorgen so für alle Bedürfnisse des nach Weisheit dürstenden Geistes, für den scharf zergliedernden Verstand ebensowohl, als für die speculirende, das Getrennte in seiner höchsten Einheit erfassende Vernunft, für die vermittelte Reflexion, wie für die unmittelbare Einsicht. Paulus und Johannes haben die ewigen Grundzüge aller ächten Theologie und Philosophie in ihren zwei Hauptformen geliefert, und wer bei ihnen demüthig in die Schule geht, wird für sein Studium auf's reichlichste belohnt werden. Sehr passend hat man Petrus den Apostel der Hoffnung, Paulus den Apostel des Glaubens, Johannes den Apostel der Liebe genannt. Der erste ist der Repräsentant des Katholicismus, der zweite des Protestantismus, der dritte der idealen Kirche, in welcher dieser große Gegensatz in Harmonie sich auflösen wird.

IV. Noch einige charakteristische Züge aus dem Leben des Johannes.

Es sind uns wenig Nachrichten über die spätere Wirksamkeit des Johannes überliefert worden. Zwei Züge jedoch erzählen uns die Kirchenväter aus seinem Aufenthalt zu Ephesus, welche in sich durchaus das Gepräge der Wahrheit haben und dazu dienen, das Charaktergemälde, das wir von ihm entworfen haben, besonders den tiefen Liebesgrund seiner Seele, zu vollenden. Daher sie denn hier noch einen Platz finden und manchen Leser erbauen und zur Nacheiferung reizen mögen.

Von Patmos nach Ephesus zurückgekehrt, so erzählt Clemens von Alexandrien am Ende des zweiten Jahrhunderts, besuchte Johannes die umliegenden Gegenden, um Bischöfe einzusetzen und Gemeinden zu organisiren. In einer Stadt unweit Ephesus traf er einen schönen, feurigen Jüngling, für den er gleich ein solches Interesse faßte, daß er ihn dem Bischof zu ganz besonderer Pflege übergab. Dieser nahm ihn zu sich, unterrichtete ihn im Evangelium und verleibte ihn durch die heilige Taufe der Gemeinde ein. Aber nun ließ er in seiner Wachsamkeit nach. Der Jüngling, zu früh der väterlichen Leitung entlassen, gerieth in schlechte Gesellschaft, ja wurde sogar der Anführer einer Räuberbande, alle seine finsteren Gesellen an Gewaltthat und Blutdurst übertreffend. Nach einiger Zeit kam Johannes wieder in jene Stadt und erkun-

digte sich angelegentlich nach dem Jüngling. „Wohlan," sagte er zum Bischof, „gib das Pfand uns wieder, das ich und der Heiland dir vor der Gemeinde anvertraut haben!" Seufzend sagte der Bischof: „Der Jüngling ist Gott gestorben und ein Räuber geworden. Statt der Kirche hat er nun mit seinen Genossen einen Berg inne." Da zerreißt der Apostel mit lautem Schrei sein Kleid, schlägt an sein Haupt und ruft: „O welchen Wächter habe ich über meines Bruders Seele zurückgelassen!" Eilig macht er sich mit einem Pferd und einem Wegweiser auf zu dem Orte, wo die Räuberbande sich aufhält. Er wird von der Wache ergriffen, aber er flieht nicht, sondern bittet, daß sie ihn zu ihrem Anführer bringen möchten. Als dieser den Johannes in ihm erkennt, flieht er vor Schaam. Der Apostel, sein Alter vergessend, eilt ihm so schnell er kann, nach und ruft: „Warum fliehst du mich, o Kind! mich, deinen Vater, den Unbewaffneten, den Greisen? Habe Mitleid mit mir, o Kind! Fürchte dich nicht! Du hast noch eine Hoffnung des Lebens. Ich will Christo Rechenschaft für dich ablegen. Soll es sein, so will ich gern für dich sterben, wie Christus für uns gestorben ist. Ich will mein Leben für dich lassen. Stehe! Glaube, Christus hat mich abgeschickt." Diese Worte dringen gleich Schwertern in die Seele des Unglücklichen. Er bleibt stehen, wirft die mörderischen Waffen weg, fängt an zu zittern und bitterlich zu weinen. Als der Apostelgreis herankommt, umfaßt der Jüngling seine Kniee, fleht mit der heftigsten Wehklage um Vergebung und gibt sich durch die Thränen seiner Reue gleichsam die zweite Taufe. Der Apostel schwört, daß er vom Heiland Vergebung für ihn erhalten habe, wirft sich auf die Kniee und küßt seine Hand. Dann führt er ihn in die Gemeinde zurück und hier betet er so angelegentlich mit ihm und kämpft mit ihm in Fasten und ermahnt ihn mit Reden, bis er ihn der Kirche wiederschenken kann als ein Beispiel ächter Wiedergeburt und wahrhafter Bekehrung. — Das ist eine Liebe, zart und treu, aufopfernd und unermüdlich, eine Liebe, wie man sie nur an der Brust Jesu lernen kann.

Einen anderen rührenden Zug berichtet der Kirchenvater Hieronymus in seiner Erklärung des Galaterbriefes. Als Johannes sein höchstes Alter erreicht hatte, war er zu schwach in die Versammlungen zu gehen und ließ sich hineintragen. Lange Reden konnte er nicht mehr halten; er wiederholte immer nur die Worte: „Kindlein liebet euch unter einander!" Als er gefragt wurde, warum er immer diese Eine Ermahnung wiederhole, antwortete er: „Weil dieses das Gebot des Herrn ist, und weil genug geschieht, wenn nur dieß Eine geschieht!" — Allerdings geschieht genug. Denn wie Gott die Liebe selber ist, so ist Gegenliebe zu ihm und zu den Brüdern das Wesen und die Summe der Religion und Sittlichkeit, des Gesetzes und der Propheten Erfüllung und das Band der Vollkommenheit.

Letzter Wunsch.

Nicht nach Kronen schaut mein mattes Auge, —
Ueberwund'nen ziemt die Palme nicht.
Ward ich doch in jedem Kampf geschlagen;
Nur nach Gnade sieh' mich, Heiland, fragen,
Birg' mir nicht Dein Friedensangesicht!

Wirf mich nicht hinweg von Deinem Volke,
Strafe nicht Dein ungetreues Kind!
Ich erlag: — Doch Du hast Heil und Leben,
Deiner Gnade sind anheimgegeben,
Die des Lebens Kampf erlegen sind.

Nicht Triumphe, wie ich einst sie träumte,
Ruhe nur verlangt mein müdes Herz;
Friede nur nach so viel Todeswunden,
Deinen Trost für meine letzten Stunden
Und ein off'nes Pförtchen himmelwärts.

Laß' auch mich an Deinem Sabbath ruhen!
Sieh' Du, ewige Barmherzigkeit,
Nicht auf mich, — auf Deines Kreuzes Qualen,
Groß genug, Versäumtes zu bezahlen,
Sei mir selig nah' im letzten Streit!

Aber für den Rest des Pilgerpfades
Fleh' ich Dich, in dem das Leben ist,
Um Gehorsam, der vor Dir sich beuget,
Um Geduld, die jedem Drucke schweiget,
Und um Demuth, die sich selbst vergißt.

Rausche fort, du Strom des flücht'gen Lebens!
Deine Wogen zieh'n der Mündung zu;
Schwebt nur über der bewegten Welle
Gottes Friede, winkt mir himmlisch helle
Nur am Ziele der Erlösten Ruh'!

Meta.

Die Kirche der Gegenwart.

Fünfter Artikel.

Die römische Kirche.

(Einst und Jetzt.)

Mag man auch über das Wesen der Kirche und ihre Bestimmung auf Erden sehr verschiedenartig denken, so muß man doch der römischen Kirche, so wenig Kirchliches, wahrhaft Christliches man ihr vielleicht auch zuerkennen will, wenigstens das Zeugniß geben, daß die Weltgeschichte keine großartigere Erscheinung aufzuweisen hat und nichts, wovon sie redet, gewaltiger, belebender, befruchtender und andauernder auf Völker und Geschlechter eingewirkt hat. Man sei nicht ungerecht gegen das, was sie in vergangenen Jahrhunderten für ihre heiligste Aufgabe ansah und durchführte. Das wird der einzige Weg sein, um zu einem Verständniß ihrer jetzigen Stellung zu gelangen.

Als wenige Jahrhunderte nach der Gründung des Gnadenreichs Christi auf Erden das mächtige römische Reich in sich selbst zerfiel, strömten ungeheure Massen fremder Völker aus dem fernen Osten wie in hochgehenden Wogen über Europa her. Sie selbst waren ohne alle höhere Bildung, sie kamen nicht mit der Fähigkeit, eine vorhandene Civilisation zu erhalten oder durch geordnete Colonisation eine Bildung auf den Trümmern des römischen Reiches in's Leben zu rufen. Stark waren sie nur im Zerstören und Vernichten. Welche Gefahr drohte mit ihrem Erscheinen dem Christenthum, da sie dessen Wiegenbett, das römische Reich, zertrümmerten! Aber es ist eine der wunderbarsten Fügungen der göttlichen Weltregierung, daß diese rohen, freilich auch noch nicht durch Sittenverfeinerung verweichlichten Völker von dem von ihnen zerschlagenen Reichskoloß Rom's das Christenthum, obschon noch auf eine ziemlich äußerliche Weise, als die theuerste Erbschaft großentheils überkamen. Die Zeit der Unruhe, wo die germanischen Völker wie sturmbewegte Fluthen über Europa's Länder hin und her zogen, ging vorbei, und abermals nach wenigen Jahrhunderten sehen wir Europa von Nord nach Süd, von Ost nach West in einen Garten verwandelt: die selbst den römischen Legionen undurchdringlichen Wälder sind gelichtet; mächtige Handelsstädte erblühen, wo zuvor im Schauer der Einsamkeit finsteren Mächten blutige Opfer fielen; wo der Sturm zuvor in den Wipfeln tausendjähriger Eichen rauschte, da erheben sich Tempel, dem Dreieinigen Gott zu Stätten des Dankens und Flehens errichtet; stolze Flotten segeln von nördlichen Küsten Europa's aus über ferne Meere, Karavanen durchziehen die Länder und verbinden Nord und Süd auf dem Friedensweg des Handelsverkehrs, und selbst im entlegenen kalten Island erblühen Städte

und Dörfer, Handel und Ackerbau, ja, auch von dorther sind uns noch dichterische Zeugnisse einer höheren Bildung übrig geblieben.

Und das Alles — wäre es möglich gewesen ohne das Christenthum? Hätte etwas Anderes die schlummernden Kräfte in jenen Nationen wecken und sie zu geordneter Thätigkeit, zu solchem Eifer für großartige sociale Zwecke beleben können? Aber wir fragen: wer ist das Mittel und das Werkzeug gewesen, um ihnen den zahmen Oelzweig einzuimpfen? Wer hat die wilden Horden in solche Zucht und Schule zu nehmen gewußt? Wer hat ihnen die ersten Elemente des christlichen Glaubens beigebracht, wer ihnen auch in kräftigen Beispielen die Segnungen dieses lebendig machenden Glaubens vor die Augen gelegt? Wer ist zu ihnen in unbebaute Gegenden, in verlassene Wildnisse gezogen? Wer hat ihre Kinder in die erste Schule gebracht, wer ihnen das erste Wörtlein davon gesagt, daß es ein ewiges Leben gibt und daß auch sie unsterbliche Seelen haben? Als protestantische Stämme der neueren Zeit Nordamerika's unabsehbare Fluren zu bebauen anfingen, da war ein bis heute nicht erloschener Vertilgungskrieg gegen die armen Schaaren der Indianer eröffnet und er wird fortgeführt mit dem langsam tödtenden Gift des „Feuerwassers", auch jetzt noch. Als im Anfange des Mittelalters jene noch ganz uncivilisirten Völker mit dem Christenthum in Berührung kamen, wer hat ihren rohen Sinn zu zügeln gewußt, wer der Blutrache unter ihnen ein Ziel gesetzt, wer sie Gesetz und Ordnung gelehrt, wer also mit dem Allem auf ihre Erhaltung, Belebung und Entwicklung hingearbeitet? Die Antwort auf alle diese Fragen ist Eine: Die katholische Kirche ist es gewesen, sie war damals des großen Wortes in reinerem Eifer, als heute, eingedenk: Gehet hin und prediget das Evangelium aller Creatur! Ja, römische Mönche sind es gewesen, die Haus und Hof, Vaterland und Freunde verließen, um, so viel ihre Erkenntniß zuließ, den blinden Heiden Christum und sein Kreuz zu predigen; sie lebten mit den bittersten Entbehrungen ein Leben der Selbstverleugnung unter ihnen; sie gründeten Kirchen und Klöster, sie legten damit das Fundament zu unzähligen Städten; sie lehrten und übten zuerst den Ackerbau; sie pflanzten den rohen Gemüthern das Saamenkorn höherer Bildung ein; sie erzogen sie zur Achtung vor dem Heiligen, vor Glaube, Gesetz und ehrwürdiger Sitte; sie weckten die in den germanischen Völkern schlummernden Geistestriebe, sie waren und blieben Jahrhunderte lang die ersten Pfleger der Künste und Wissenschaften. Ja, die Geschichte, bezeugt es, und niemand vermag etwas wider ihre Wahrheit: Europa's Civilisation, sie ist ein Werk der römischen Kirche. War auch die Civilisation des Mittelalters mit der unserer Tage nicht zu vergleichen, so war sie eben doch Civilisation. Oder was werden kommende Jahrhunderte für ein Zeugniß über die Zustände unserer Gegenwart abgeben? Würden sie uns nicht vielleicht Civilisation eben so gut absprechen können, wie wir dem Mittelalter?

Aber was ist aus der einst so riesenstarken römischen Kirche heutzutage geworden? Wie tritt sie vor uns in der Gegenwart? Zwischen Damals und Jetzt hat sie schwere Kämpfe durchgemacht, gewaltige Erschütterungen

erlitten, und die Frage ist, ob sie noch nach ihrem innern Wesen dieselbe sei, die sie einst war. Denn äußerlich betrachtet, kann ja kein Zweifel sein, daß sie starke Veränderungen erlitt. Im Riß des 16ten Jahrhunderts sind die ihr zuvor mit Leib und Leben ergebensten, kerntüchtigsten, von der romantischen Begeisterung des phantasiereichen Mittelalters am meisten entflammten Völker von ihr losgelöst worden. Sie hat für diesen Verlust, eine wahre Herzwunde, durch eine schnelle und gewaltsame Ausbreitung auf weitem Territorium damals neu entdeckter Länder keinen genügenden Ersatz gefunden. Da war die alte Begeisterung nicht zu wecken, und jene sinnigen Blüthen, die aus dem kräftigen Leben des mittelalterlichen Katholicismus, vor Allem auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst in reicher Fülle hervorbrachen, sie ließen sich durch Inquisition und den von weltlicher Macht entlehnten Militärdespotismus weder in Europa noch sonst irgendwo erzwingen.

Wirklich, man sollte meinen, die Frage, ob der katholischen Kirche die von ihr behauptete Unveränderlichkeit in Wahrheit zukomme, sei längst und zwar am besten durch den Gang der Geschichte selbst beantwortet. Es ist wahr, an ihrem Bekenntniß hat sie seit alten Zeiten nichts Wesentliches geändert. Es ist ihr eine Art von ewigem Gesetze wie in steinerne Tafeln eingegraben. Um den grellen Widerspruch zwischen diesem unveränderlichen Buchstaben und zwischen dem so stark veränderten Geist der Zeit scheint sie sich nicht zu bekümmern. Sie kann nicht wünschen, darüber aufgeklärt zu werden. Man bedenke aber die Stellung, die sie in ihren Glanzperioden einst dem Staate gegenüber einnahm; er, so redeten die Päpste, hat seine Macht und seine Rechte von der Kirche, wie der Mond mit schwächerem Lichte in dem von der Sonne erborgten Glanze leuchtet; die weltliche Gewalt ist nur ein Ausfluß der göttlichen Gewalt der Kirche. Wie ganz anders heutzutage! Weltliche Mächte haben es bis auf die neuste Zeit für ihr eigenes Interesse angesehen, sich als Patrone der römischen Kirche da und dort zu benehmen und statt ferner noch, wie einst, eine Mutter vielfacher Bildung und freier Entwicklung des Völkerlebens zu sein, trägt dieselbe Kirche angesichts der Weltgeschichte offen und frei dazu bei, den Geist der Nationen in schwerem Banne zu halten und dem Fortschritt der Bildung so große Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Uebrigens liegt eine große Bedeutung in jener Einheit und Unveränderlichkeit gerade des Bekenntnisses der römischen Kirche. Aus ihr geht eine Uebereinstimmung des Unterrichts in dem weiten Gebiete der Kirche hervor, die somit das gesammte Material derselben gleichförmig modelt. Mit ihr hängt die allerorten übereinstimmende Verfolgung Eines und desselben kirchlichen Zweckes auf's Engste zusammen. Sie schafft auch, wo immer römisch-kirchliche Gemeinden entstehen, im Wesentlichen stets dieselben Formen des Gottesdienstes und behandelt überhaupt, in tiefem Verständniß der Natur des Menschen, das Aeußerliche nicht als etwas Gleichgültiges; Leib und Seele, Form und Inhalt, kirchliche Formen und kirchliche Lehren sind ihr zwei einander durchdringende und sich gegenseitig bedingende Seiten Eines und desselben sich erweisenden

religiösen Lebens. Bei dieser Gleichartigkeit des Gottesdienstes fühlt sich denn auch der Katholik kirchlich zu Hause, wo immer er nur römische Kirche findet, und auf diese Gleichartigkeit und Unveränderlichkeit der Lehre beruft er sich beim Blick auf die bunte Mannigfaltigkeit und den steten Wechsel der gegen seine Kirche protestirenden Lehren und Secten. — Und wie in alten Zeiten, so hat die römische Lehre noch dieselben Grenzen, nach welchen sie mißtrauisch jede Wissenschaft ansieht, die sich mit dem Stoff der Kirchenlehre selbst zu schaffen macht; sie kann sich auch nicht auf eine Unterscheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem im Glauben einlassen; wer das Gesetz ihres Glaubens in Einem Punkte gebrochen hat, der hat das ganze Gesetz gebrochen und wer in Einem Stück von der Kirche abweicht, der ist eben damit von der Kirche im Ganzen gewichen. Aber wie einst, so ist die römische Kirche auch heute noch allen den Kreisen der Bildung hold, die gegen die Kirche an sich keine feindseligen Elemente enthalten, sondern zu ihrer Verherrlichung dienen, so lange sie nur eben diesen Zweck im Auge haben. Durch diese Vorliebe zu den, das Philosophiren und Reflectiren nicht eben fördernden Künsten ganz besonders sichert sich die katholische Kirche heute noch wie einst, Zugang und Einfluß bei unzähligen Gemüthern; ja, indem sie den Sinn für das Schöne überall zu wecken sucht, überwindet sie auf diesem Wege im Frieden tausende von Vorurtheilen besonders da, wo eine grundsatzmäßige Vernachlässigung des Formsinns ihr nur scheinbar große Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat; es wird sich zeigen, ob die fernere Geschichte Nordamerika's nicht einen Beweis zu dieser Behauptung liefern wird. —

Es versteht sich von selbst, daß eine sich so gleichbleibende Kirche am allerwenigsten den Schlußstein ihres ganzen Systemes aufgeben konnte, nämlich daß außer ihr kein Heil sei. Verdammend tritt sie consequenterweise heute noch, wie früher, gegen Alles auf, was in etwas von ihr abweichend ein Weg des Heils sein oder heißen will. Vereinigung von Katholicismus und Protestantismus ist also heute etwas so Undenkbares, wie je. Nur wo der katholischen Kirche in ihren Vertretern da oder dort zeitweise das Bewußtsein nicht nur um Römischkirchliches, sondern um Kirchliches überhaupt abhanden gekommen war, da schien eine Annäherung einzutreten; so in einzelnen Gegenden Deutschlands vor bald hundert Jahren im Josephinischen Zeitalter, und so noch vor etwa fünf und zwanzig Jahren, als süddeutsche katholische Priester den Papst mit Bitten um Aufhebung des Cölibats belästigten. Da aber hatte sich das kirchliche Bewußtsein so ziemlich in die Meinung verflüchtigt, daß Religion überhaupt nichts sei, als eine Art von Tugendbund, eine äußerst oberflächliche Meinung wie von Kirche, so vom Christenthum selbst. Die römische Kirche ist aber als Ganzes nie in solche Träume verfallen und scheint sich gerade in unsern Tagen ihres originalen und ausschließlichen Charakters wieder sehr energisch bewußt zu werden. Daher der Widerwille, mit welchem sie jede Verbindung zurückweis't, die der Kirche eigenthümliche Zwecke in's Auge faßt. Ganz folgerichtig vom römischen Standpunkte aus hat daher Pius VII. den

Fürsten, die ihn 1815 zum Beitritt zu dem von ihnen gestifteten heiligen Bund zur Erhaltung des Weltfriedens einluden, die eigenthümliche Antwort gegeben, daß „neben der von Gott gestifteten, die ganze Welt umfassenden Kirche kein anderer heiliger Bund nothwendig sei.“ Und siehe da! jener heilige Bund ist auch bereits zerfallen! — Nach denselben Grundsätzen muß die römische Kirche auch allen Verbindungen abgeneigt sein, welche, ohne eine religiöse Secte sein zu wollen, doch eine Art Nachahmung des kirchlichen Bundes sind. Daher der Haß, den die katholische Kirche gegen die geheimen Gesellschaften der neueren Zeit und besonders auch dieses Landes trägt. Es wäre ein Irrthum, wollten wir glauben, derselbe gründe sich nur etwa darauf, daß dort die Bibel vor der versammelten Menge gelesen wird. Dieses hat seine Geltung nur im Zusammenhang mit dem Andern. Aber der größte Stein des Anstoßes ist der, daß außerhalb des kirchlichen Bundes Vereine sich bilden, die getrennt von der Kirche, als ob sie nicht genügen würde, menschliche Zwecke der Wohlthätigkeit, der Sittlichkeit verfolgen und sogar zum Theil kirchliche Formen unter kirchlichen Namen und Titeln nachahmen. Man muß auch vom protestantischen Standpunkte aus zugeben, daß durch solche Verbindungen der gegenwärtige heillose Zustand des kirchlichen Lebens und die große Schwäche seines Einflusses auf alle Lebensverhältnisse recht deutlich an den Tag gebracht wird. Sie zeigen uns, wie sehr in unserer Zeit eine substantiellere Religiosität und positives Glauben sich in vages Festhalten an gewissen sittlichen Begriffen, zu denen das Christenthum gar nicht nothwendig ist, verflüchtigt hat.

Hier ist auch der Ort, nochmals der eigenthümlichen Stellung der römischen Kirche zum Staat zu gedenken. Gemäß ihren Grundsätzen muß der Staat in demselben Verhältnisse in den Hintergrund treten, in welchem die Kirche sich entfaltet. Mag er die Entwicklung der Kirche fördern oder hemmen, seine Bedeutung ist eine durchaus vorübergehende. Je mehr die Kirche die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens durchdringt, je mehr ihre Grundsätze geltend werden, je mächtiger der Einfluß des Clerus auf die Massen des Volkes wird, desto überflüssiger muß neben der römischen Kirche der Staat werden; ja, so lange er als solcher neben der Kirche existirt, beweist er eben, daß die römische Kirche noch nicht ist, was sie sein will. Auch die freiste Staatsverfassung wird ihr förderlich sein nur so lange, als sie die minder bedeutende Masse im Staate ist; von dem Augenblicke an aber, wo sie ein Uebergewicht gegen Andersdenkende gewonnen hat, wird ihr gerade die freiste Verfassung die hemmendste sein und sie wird sich derselben zu entledigen suchen. Der Staat ist da also eine vorbereitende, untergeordnete, aber eben deßhalb von der Kirche auch stets zu überwindende Stufe.

Es liegt schon im Bisherigen, daß es seit Jahrhunderten in der katholischen Kirche zu keiner weiteren Entwicklung der Lehre gekommen ist. Das ist nun aber eben das Schlimmste im Zustand jeder kirchlichen Gemeinschaft, wenn das Interesse an der Feststellung der religiösen Wahrheit sich nur noch als abweisende Opposition gegen jede neue Anschauung religiöser Principien geltend

macht. Wir haben guten Grund, diesen Zustand den schlimmsten zu nennen. Denn mit ihm ist es auf's Engste verbunden, daß überall, wo dieser Geist vorwiegt, nicht nur die traditionelle Auslegung der Bibel, wie sie zufällig irgendwo herrschen mag, die Wichtigkeit der reinen, vollen, nicht zu vervollkommnenden Heilslehre selbst erhält, sondern daß umgekehrt die Heilslehren selbst auch wiederum nur als etwas Traditionelles behandelt werden. Das forschende Interesse an ihnen verliert sich nicht, ohne daß man sich von dem tieferen bedeutungsvolleren Sinne, der in ihnen liegt, zugleich entfernte; man läßt sie stehen, wiederholt sie als stehende Phrasen, aber man weiß sie für die Gemüther nicht zu beleben und so wirken sie auch nicht belebend. Muß auch die Grundwahrheit des Evangeliums dogmatisch fixirt werden, so hüte man sich, sie aus ihrem flüssigen, freien, beweglichen Wesen so ganz in eine starre Form zu verwandeln, sie gleichsam zum harten, kalten, eckigen Krystall werden zu lassen. Man bedenke, daß wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Wo dieß vergessen wird, da wird Religiosität gar bald nur noch in Opposition und Verdammungssucht Andersdenkender ausarten. Dieß ist auch in der That ein Merkmal nicht nur der römischen Kirche, sondern vieler moderner und traditionell gewordener religiöser Gemeinschaften. Bei einem solchen Geiste wird dann aus den theuersten Wahrheiten, die man halten mag, doch nicht der wahrhaft belebende Geist gezogen. Man bedenke, daß die römische Kirche unter der Menge ihrer Lehren nie die köstlichste und theuerste aller Lehren verloren oder verleugnet hat, nämlich, daß Jesus Christus, der in's Fleisch gekommen, der Sohn Gottes sei. Dieß ist der Kern und Stern des Christenthums, und wer diese Lehre als solche noch als den Pfeiler des Heils betrachtet, dem kann man bei allen sonstigen Fehlern den Antheil an Christlichem und Christenthum nicht ganz absprechen. Aber man bedenke doch einen Augenblick, wie wenig diese Grundlehre in der römischen Kirche als der wahre Heilsgrund für die arme Welt behandelt wird; sie wird nicht geleugnet, nicht bestritten, sie steht fest, man wiederholt sie stets und gibt zu, daß die Kirche mit dieser Lehre steht und fällt, aber man zieht keine besondere Kraft aus ihr, sie wird gerade so traditionell behandelt, wie irgend ein anderer Punkt der Tradition selbst. Die einstige Begeisterung für die Kirche, die damals mit einer Begeisterung für das Christenthum als solches zusammenfiel, hat aufgehört; an ihre Stelle ist keine neue Lebenskraft getreten; es war da in der Kirche keine Freiheit gelassen, die Glaubenssätze in neuem Lichte aufzufassen und zu betrachten; Alles sollte wie starr und versteinert gleich den alten Heiligenbildern an altersgrauen gothischen Domen dastehen, und die Stille, die rücksichtlich der Erforschung des Lehrgehaltes des Christenthums in der römischen Kirche herrscht, sie ist eine Stille des Todes! Eine ernste Lehre auch für mannigfache Ausartungen des Protestantismus! Der Glaube an Christus ist in der römischen Kirche eben zu einem Glauben an diese Kirche als solche geworden, und was auch sonst in der Lehre oder Tradition dieser Kirche liegen mag, es gibt der Meinung vom Heil in ihr gegenüber weder Großes noch Kleines. Die

Kirche hat sich eben dadurch gewaltig enge Schranken ihres Wirkens gesetzt. Sie ist allerdings eine Art Polizeianstalt, welche ihre Untergebenen in einer gewissen Zucht und Ordnung erhält, ihnen gewisse sittliche Zwecke zur Aufgabe macht, aber sie thut am Ende doch nichts Weiteres, als daß sie gewisse Auswüchse am Menschen beschneidet; ein neues Leben kann sie nicht in den Völkern wecken; den tiefsten Inhalt des christlichen Glaubens behandelt sie ja nur als etwas Aeußerliches, als eine Form, unter der jeder Heil haben muß, wenn sie nur auch die Form, der Ausdruck *seines* religiösen Meinens ist. Wie Schleiermacher geistreich gesagt hat, so wird da, wer nur in der Kirche ist, auch angesehen, als ob er darum schon in Christus wäre. Aber eben Christus, der Gottmensch, der ewige göttliche Quell eines ewigen, wahrhaft menschlichen und darum selbst auch göttlichen Lebens auf Erden, der wird auf die Seite geschoben; auf eine persönliche innige Vereinigung unseres Geistes mit seinem Geiste wird nicht gedrungen und was Bekehrung genannt wird, ist höchstens ein Zusammenraffen der eigenen Kräfte, wobei man diese und jene Sünde äußerlich läßt, dieß und jenes Gute thut und so sich ein elendes Gerüste der eigenen Gerechtigkeit und Selbstheiligkeit zusammenflickt. —

Daß aber dieß gerade ein recht trauriges Merkmal der römischen Kirche in der Gegenwart ist, das sollte uns aus manchen Erscheinungen klar werden. Wie ganz anders war es doch in ihr mit dem eigentlich religiösen Leben beschaffen, als jener tiefsinnige Mysticismus in vergangenen Jahrhunderten seine duftenden Blüthen entfaltete! Da war doch bei allen Gebrechen der Zeit eine reiche Fülle göttlich ergriffenen Gemüthslebens; da war ein Ergriffensein von der unaussprechlichen, in Seinem lieben Sohne geoffenbarten Liebe Gottes; da war ein Versunkensein in die Wunder des göttlichen Erbarmens, und wer nur in seinem Herzen wahrhaft mit Christus vereinigt ist, der fühlt sich auch mit jenen andachtsvollen Seelen vereinigt, die im Ueberströmen ihrer heiligen Gefühle fast eine andere, als Erdensprache zu reden versuchen. Wem wären ein Heinrich Suso, ein Tauler und Andere aus den Tagen des Mittelalters vergessene Namen? Und wie viele Tausende möchten nicht dort im Tempel der ewig siegenden Kirche einem Thomas von Kempis die dankbare Hand reichen, weil sein Glaube auch ihnen eine Aufmunterung zur „Nachfolge Christi" geworden ist! Auch sogar nach den Tagen der Reformation fehlte es so bald noch nicht an köstlichen Zeugnissen mitten aus der römischen Kirche, daß unter der Asche noch Kohlen glühen, und da und dort brach eine Flamme heiligen Feuers hervor. Man gedenke der Lieder eines Angelus Silesius, eines Friederich von Spee, und auch besonders jenes Mysticismus, der im siebzehnten Jahrhundert im Kloster Port Royal einen Mittelpunkt fand, und mit welchem auch ein Pascal in Verbindung stand. Aber im 18ten Jahrhundert hat die römische Kirche der Welt einen Voltaire und im 19ten einen Ronge geschenkt. Es scheint in der That, als ob ächte, wahrhaft christliche Frömmigkeit innerhalb der römischen Kirche nie mehr gefehlt habe, als eben gegenwärtig, und als ob die Schranken so enge gesteckt würden, daß wer Gott in Christo dienen will, heute noch viel weniger

in der römischen Kirche leben und bleiben kann, als dieß in alten Tagen der Fall war. Wie schlimm es aber eben innerhalb der Kirche mit der christlichen Erkenntniß aussieht, wie hohl der Boden ist, auf dem jetzt das Gebäude des „alleinseligmachenden Glaubens“ aufgeführt wird, das beweisen uns zum Theil eben diejenigen am allerbesten, die in neuster Zeit zwar die äußere Schranke der römischen Kirche durchbrechen, aber dann oft auch kundgeben, daß sie längst mit Allem, was Glaube und positives Christenthum heißt, gebrochen haben. Ronge und Consorten haben uns hiefür handgreifliche Belege gegeben. Die Art, wie sie von Rom Abschied nahmen und die Veranlassung dazu, hat ihrer Mutterkirche viel weniger Ehre gebracht, als es in hohem Grade ehrenvoll für den Protestantismus war, daß solche Leute in ihm keine Heimath finden konnten.

Schiller und Göthe noch einmal.*

(Aus **Dr. W. A. Griepenkerl's**: „Der Kunstgenius der Deutschen Literatur des letzten Jahrhunderts.“)

Es ist eine in das allgemeine Bewußtsein übergegangene Ansicht, daß Göthe derjenige Dichter sei, in dessen Werken die Anschaulichkeit des sinnlich Wirklichen

* Dieser Aufsatz wurde uns von Hrn. Pastor Garlichs aus Brooklyn als eine Art von indirecter Antikritik unserer Recension unter gleichem Titel, im Juliheft, zugesandt. Wir haben gegen die Aufnahme um so weniger etwas einzuwenden, da auf diesen Differenzpunkt das zweite Glied unseres Mottes seine volle Anwendung findet. Ueberdieß liegt uns daran, dem Schwan von Marbach alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es war auch gar nicht unsere Absicht in dem genannten Artikel, Schiller anzugreifen, sondern zunächst einem, wie uns scheint, sehr ungerechten Angriff gegenüber, Göthe in Schutz zu nehmen, und sodann darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn man einmal den strengen Maaßstab des Christenthums an diese Dichter anlegt, beide zu kurz kommen und zwar, objectiv betrachtet, Schiller noch mehr, sofern er auf einem abstract moralischen, wenn auch sonst noch so erhabenen Standpunkt steht, für die Religion im engern Sinne gar keinen selbstständigen Platz hat und außerdem — was Göthe nicht thut — das Christenthum und auch die alttestamentliche Offenbarung an mehreren Stellen direct angreift. Die natürlich sittliche Größe Schillers und seiner Werke wollten wir damit eben so wenig leugnen, als es uns einfallen wird, eine solche bei seinem philosophischen Meister Kant, oder bei Seneca und Sokrates, oder bei Aeschylos und Sophokles in Abrede zu stellen. Ja, wir haben ausdrücklich zugege-

zu ihrem schönsten Rechte komme. Jeder weiß, daß Göthe dieß vor Schiller voraus hat, des Lebens Wahrheit zu gestalten, den Zauber der Wirklichkeit bis zu einer solchen Wärme der Existenz zu steigern, daß wir die Körper seiner Gestalten zu fassen und zu halten glauben. Diese sinnliche Seite aber, diese Welt der Erscheinung ist nur Ein Moment in der Sphäre der Kunst. Wir wissen dieß aus der Darstellung der Idee des Schönen, es ist das zweite Moment. Das was erscheint, die Vernünftigkeit des Sittlichen, hier näher die Idee, also das erste Moment im Schönen, auch die Idee soll zu ihrem Rechte kommen. Der schöne Leib des Kunstwerkes soll sein der Tempel einer schönen Seele, erst dann ist das Kunstwerk Mikrokosmus. Jeder weiß, daß Schiller vor Göthe eben dieß voraus hat, uns über die Erde und ihre Bedingungen hinweg in das reine Ideal zu tragen; aber die Körper seiner Gestalten, ihre äußere lebendige Wirklichkeit verschwimmt nicht selten in dem ewig zuströmenden

---

ben, daß ihn ein unbewußtes Heimweh nach dem, was nur das Christenthum zu geben vermag, charakterisirt und daß er in dieser subjectiven Hinsicht, wenn man nun einmal zu einer Vergleichung gezwungen wird, über Göthe steht, welcher außerdem an Stilling, Lavater, der Brüdergemeinde und der edlen Gräfin von Stollberg so ernste Weckstimmen hatte, also unentschuldbarer ist. Schiller's Gemüthstiefe durchbricht nicht selten die Eisrinde des mit sich selbst zufriedenen, an der eigenen Kraft sich weidenden Stoicismus gemäß seinem eigenen Ausspruch:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Aber unklare Sehnsucht ist noch lange kein Glaube, und darauf müssen wir bestehen, daß er an Einsicht in das Wesen des Christenthums und an Anerkennung seiner welthistorischen Bedeutung hinter Göthe weit zurücksteht und Zeitlebens im „Vorhof der Heiden" geblieben ist. Aus seinen zahlreichen Werken kennen wir nur zwei Stellen, welche als isolirte Ausnahmen, als vorübergehende Lichtblitze, einen eigentlich christlichen Klang haben, und da sie weder in der Rede des Hrn. Schmidt, noch in dem nachfolgenden Aufsatz angeführt sind, so wollen wir sie hieher setzen. Die eine findet sich in dem Gedichte: „Die Johanniter" vom Jahr 1795, und wird vom Bischof Sailer „der deutschen Muse schönstes Distichon" genannt. Es lautet:

„Religion des Kreuzes, nur Du verknüpfest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!"

Der zweite Tribut, den Schiller dem Evangelium zollt, ist zu lesen in einem Briefe an Göthe (Briefwechsel Th. I. S. 194): „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage (bloß Anlage?) zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deßwegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigenthümlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts Anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne einzige ästhetische Religion."

D. H.

Lichte. Wo wir ihren Leib zu erkennen glauben, ist es oft nur ein flüchtig übergeworfenes Kleid. — Das ist vom Standpunkte der gegenwärtigen Fassung des Ideals die Einseitigkeit der poetischen Weltanschauung beider großen Dichter. Sie wurden vom Weltgeiste an der Scheide der Jahrhunderte in jene Bahn gerufen, wo die Frage des Dualismus zu ihrer Entscheidung kommen sollte. Dualismus aber ist die Bezeichnung für das Festhalten jenes Gegensatzes von Idee und Wirklichkeit, der im Schönen aufgehoben ist. In der Spitze der Fichteschen Philosophie zitterten schon die Pole zusammen, und dem Jüngling Schelling war der große geistige Zusammenschluß beider Mächte vorbehalten, als Göthe schon von der Einen Seite, von der des Realismus, Schiller von der andern, von der des Idealismus, heranrückten, um sich, wenn auch von verschiedenen Seiten kommend, als Herolde Ein und derselben Idee zu begegnen, um in der Sphäre der Kunst denselben Proceß zu spielen, der in der französischen Revolution in der furchtbarsten Wirklichkeit geführt wurde. — Die poetische Weltanschauung Göthe's, das Leben in seiner Wahrheit zu ergreifen, die schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und des Wirkens, wie den Helden dieser Worte, im Zusammenspiel interessanter Verwickelungen zu zeigen, die Wirklichkeit zu gestalten, wie sie vor unsern Augen eben steigt und fällt, für den Einen so, für den Andern anders sich gestaltet, diese in Willkühr und Zufälligkeit sich sättigende Weltansicht, diese ist es, die unsern Dichter nicht selten den Faden verlieren läßt, der sicher durch das Labyrinth des Endlichen hindurchführt. Dieser Faden ist aber kein anderer, als das Unterpfand des Waltens einer sittlichen Weltordnung, der durch alle Conflicte, durch alle Dissonanzen der Endlichkeit hindurchklingende Grundton von der objectiven Macht ewig gültiger Gesetze, die der Mensch nicht gemacht hat in seinem Wahn. Nun kann man zwar nicht sagen, daß bei Göthe das Walten einer sittlichen Weltordnung verschwinde; aber es zeigt sich, wo es sich zeigt, in anderer Weise, als in rein künstlerischer. Es ist das Wesen der Kunst, die Idee ganz in die Erscheinung übergehn und in ihr aufgehn zu lassen. Göthe, der Realist, fällt nach dieser Seite hin in's Extrem, in einseitigen, so zu sagen philosophischen Idealismus. Das Göttliche ist nicht in der Erscheinung, sondern steht jenseits derselben. Die ewigen absoluten Mächte sind nicht die Lebenspunkte des Kunstwerkes, wie es doch einzig und allein dem Wesen der Kunst entspricht. Dahin kommt es bei Göthe nicht, wie bei Shakspeare, zu jenem Wetterleuchten der göttlichen Gerechtigkeit mitten in der tragischen Nacht; wo ist in seinen Werken, aus den innersten Zellen des Kunstproductes selbst heraus, dieser Posaunenstoß des Gerichts, der die Bösen niederwirft, und die Guten aufrichtet? Wie selten kommt es in seinen Werken, wie bei dem englischen Dichter und unserm Schiller, zu dem vollen und unzweifelhaften Siege der Idee, da All's übereinander stürzt, und die Brandstätte dieser Endlichkeit vor uns raucht, und alles Zeug der Geschichte, was auf Thronen saß und in Hütten kroch, durcheinander liegt in der furchtbaren Gleichheit der Buße und des Todes! Das Urtheil ist nicht gewagt, daß bei Göthe's poetischer Weltanschauung die unendliche Subjectivität Gottes verschwindet. Gott ist bei ihm nicht der per-

sönliche Gott, den ich in meiner Brust trage, der mein ganzes Wesen beseligend erfüllt, nein, Gott ist „das Wirkende," „das Waltende," „das Herrschende," „das Höchste". Dieß ist aber auf künstlerischem Standpunkte leidige Abstraction. — So steht bei Göthe alles das, was das Ewige, das Bleibende, das Unvergängliche in der Geisterwelt genannt wird, außerhalb des idealen Zusammenhangs im Kunstwerke; es erscheint als hinzugezwungen auf anderm Wege als auf rein künstlerischem. Die Macht der Gestaltungsfähigkeit sinnlich wirklicher Gegenwart ist so groß und herrscht bei Göthe so überwiegend einseitig, verliert sich so sehr in das Particuläre und Specielle, daß es nicht verwundern kann, wenn nun der Dichter, gleichsam wie sich besinnend, die Strahlen des Idealen von Außen in das Kunstwerk wirft, statt sie aus dem innersten Borne des Kunstwerkes selbst hervorschießen zu lassen. Daher erwärmt das Ideale, das uns Göthe gibt, selten, weil es nicht warm aus dem Herzen des Kunstwerkes selber kommt. Woran man sich bei Göthe hält, ist das lebendige Wiedergeben des sinnlich wirklichen Lebens. Hier steht Wilhelm Meister oben an, ein Werk, das vor dem Forum des Ideals keinen noch so großen Mann rechtfertigt. Eben weil in diesem Werke der ideale Mittelpunkt fehlt, verliert sich das Stoffliche in eine solche Breite, daß es zu keinem Abschluß kommt. Situation ist an Situation gereiht, für Gourmands in lüsternen Schilderungen die Hülle und Fülle, aber fragt man, wozu dieß Alles, wo ist die ideale Seele in diesem lebendigen Körper! Manche werden hier einwenden, das sei ja eben der Vorwurf der Kunst, das Leben in seiner Wahrheit darzustellen, und wo dieß, wie im Wilhelm Meister, gelungen, in so hohem Grade gelungen sei, da stehe die Kunst auf ihrem Gipfel. Wäre die Voraussetzung richtig, so müßte auch die Folgerung zugegeben werden. Aber die Voraussetzung, es sei der Zweck der Kunst, das Leben in seiner Wahrheit zu gestalten, ist eben nur eine Voraussetzung. Was wäre das für ein Zweck, das Leben *abzuschreiben*! Der Künstler nimmt eine Läuterung mit dem Leben vor, indem er es in der Perspective des Idealen darstellt; indem er die Idee, die in der sinnlichen Wahrnehmung des Lebens sich oft verhüllt, daraus hervorstrahlen läßt, wozu allerdings eine solche Wendung des sinnlichen Stoffes gehört, daß dieses möglich ist. Die Ansicht also, die Kunst habe das Leben in seiner sinnlichen Wahrheit darzustellen, ist dahin zu erweitern, daß es die Kunst mit der *idealen Wahrheit des Lebens* zu thun hat. Ganz in ähnlicher Weise hat es der Maler nicht nur mit der sinnlichen Wahrheit der Natur zu thun, denn die Natur als solche, man mag sich dagegen sträuben, so viel man will, ist nicht schön; der Maler nimmt mit der Natur, wie der Dichter mit der Geschichte, einen Läuterungsproceß vor; er idealisirt sie, er stellt die ideale Seite der Natur dar. Dieses denn, daß Göthe sich zu einseitig an die Erscheinungswelt des sinnlich Wirklichen hält, läßt so viele seiner Werke ohne den künstlerischen Abschluß erscheinen. Dahin gehören außer Wilhelm Meister namentlich Torquato Tasso und Faust. Dieß kann keiner bezweifeln, nur das Ideale macht den Abschluß; das sinnlich Wirkliche liegt in Raum und Zeit in unendlicher Mannigfaltigkeit ausgebreitet da und verläuft in

eine Unermeßlichkeit der Existenz; nur der Gedanke, hier die Idee, lenkt das Zerstreute zusammen, und zeugt ein Ganzes.

Wenden wir uns zu Schiller, so wiederholen sich hier dieselben Erscheinungen, wie bei Göthe, nur nach der entgegengesetzten Seite. Die ideale Richtung Schillers geräth in eine ähnliche Einseitigkeit. Erscheint bei Göthe das Ideale, die Welt des Göttlichen, als hineingezwungen in die Welt des Sinnlichen, so erscheint bei Schiller das Reale, das sinnlich Wirkliche, die sinnliche Existenz der Idee in ähnlicher Weise herbeigezwungen. Bei Göthe, weil vom Realen ausgehend, Trübung des Idealen; bei Schiller, weil vom Idealen ausgehend, Trübung des Realen. Dringt man bei Schiller tiefer in den Organismus seiner Werke ein, so sieht man, es ist immer die Idee, die ihm zuerst kommt, und oft hinkt die Erscheinung sichtlich nach. Dieses Ringen, für das Höchste den höchsten Ausdruck zu finden, geht, wie durch sein Leben, so durch alle seine Werke. Eben dieß Ringen hat ihn so früh hinweggenommen. — So erhebt man sich bei Schiller; zu großen sittlichen Vorsätzen, die die Seele adeln, reißt er uns fort. Bei Göthe vergnügt man sich; er ist der Dichter für die conventionellen Verhältnisse, für die Gesellschaft, für Salon und Saison, im Faust für das Studirzimmer. Schiller ist der Dichter für das Volk, und sein Grab und sein ewig Monument ist das Herz des deutschen Volkes zugleich und zumal. Soll einmal das deutsche Volk zu idealen Zwecken sich begeistern, wofür das Leben kann geopfert werden, und verlangt man von seinen Dichtern die Aufregung, so hoffe man von Göthe keine Wirkung. Sein stolzes Herz schlug nie für Völkerwohl, der große Pulsschlag der Geschichte fand keinen Wiederhall in seiner Brust. Göthe lockt nicht hinaus in die Ferne, wo Völker für Freiheit und Vaterland kämpfen, Göthe kann die Fahne im Sturm nicht halten, Göthe ist ein schlechter Fahnenträger. Schiller dagegen, jedes seiner Werke eine Brücke von Arcole, — entfaltet dieses Bild, und ihr habt die Gemüther gewonnen.

Wollte hier Jemand einwenden, das sei ja gar nicht die Bestimmung der Kunst, so gefährlich ernsthaft zu werden, sie diene nur der Unterhaltung und dem flüchtigen Tage, so steht ein Solcher hinter der großen Aufgabe unserer Zeit zurück, die dahin gelöset worden, daß Alles, was erscheint, im Zusammenhange des Universellen erscheine, daß vor Allem das, was vom Geiste ausströmt, seine Beziehung zum Weltgeiste darlege. Wer in dem Dichter einen gottbegeisterten Propheten sieht, der nicht wie der Adler bis zu einer gewissen Höhe über die Erde hinausfteigt, sondern in die höchsten Regionen der Geisterwelt aufschwebt, wer von einem großen Dichter eines großen Volkes verlangt, daß er, wo Großes geschieht, auch Großes singe, damit nicht des Lebens Bühne die Bühne der Kunst beschäme: der begrüßt in Schiller die glänzendste Erfüllung seiner hohen Forderung. Wer ahnt nicht, was Schiller, wenn er die Erniedrigung Deutschlands erlebt, was Schiller gesungen hätte! Neben ihm würden uns jetzt unser Körner, Uhland, Arndt und Andere wie Spatzen neben einem Schwan erscheinen! — Göthe dagegen versank in Indifferentismus. Wir wollen nicht in die furchtbaren Worte Börne's gegen ihn ausbrechen: „Dir ward ein hoher

Geist, hast du je die Niedrigkeit beschämt? Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, hast du je das Recht vertheidigt? Du hattest ein gutes Schwert, aber du warst immer dein eigner Wächter! Glücklich hast du gelebt; aber du hast gelebt." Das ist entsetzlich, und man muß sich die Sache überlegen. Aber den Vorwurf von Göthe hinwegzunehmen, daß er sich den Idealen der Weltgeschichte gänzlich entfremdete, daß er den großen Ton, den er in seinen ersten Producten anstimmte, oft in Schellengeklingel verwandelte, daß seine Muse sich verhüllte, als in Deutschland auf der Wahlstatt unzähliger Todten die Fahne der Freiheit sich entfaltete, daß er mehr und mehr realistisch, materiell wurde: diesen Vorwurf von Göthe abzuwälzen, wird einer Kritik immer schwerer, die, wie die moderne, die Kunst erfaßt als einen Spiegel der Weltgeschichte, als die Stätte der Offenbarung des Göttlichen inmitten der Schranken des Endlichen.

So hat auch das Volk nie seinen Dichter Göthe gefeiert; es sind immer nur Einzelne gewesen. Wer wird hier nicht an Schiller erinnert und an das, was ihm zu Leipzig widerfuhr? Als der Vorhang nach dem ersten Acte der Jungfrau von Orleans gefallen war, ertönte rings ein vielstimmiges: Es lebe Friedrich Schiller! — Nach dem Schluß des Stückes strömt Alles aus dem Hause, den heraustretenden Dichter zu sehen. Schiller erscheint. „Hut ab!" ruft es von allen Seiten, und die Versammelten bilden Spaliere, und während Schiller hindurchschritt, haben Väter ihre Kinder emporgehoben und gerufen: dieser ist es! — Zu Stuttgart steht Schiller's Monument. Das ganze deutsche Volk hat dazu beigesteuert, Groß und Gering; Reiche und Bettler haben Gold und Kreuzer hinzugebracht. Auch Göthen wird man ein Denkmal weihen. Das Gold dazu wird schon kommen, aber die Kreuzer, die werden fehlen.

Hiernach wagen wir es nun, — Mißverständnisse nur fürchten wir, Vorurtheile nicht — die Frage aufzuwerfen, welcher von unsern größten Dichtern der größere sei, Göthe oder Schiller? Diese Frage muß aufgeworfen werden dürfen und beantwortet werden können, wenn wir den Inhalt, den allgemeinen sittlichen Inhalt im Auge behalten, den jede Offenbarungsform des Göttlichen, also auch die Kunst, zur Erscheinung bringt. Wir fragen: ist dieser Inhalt da? und: wie ist er zur Erscheinung gebracht? —

Wir sind nun nicht der Meinung, daß ein Kunstwerk, worin der sittliche Inhalt kleinerer Kreise des Lebens zur Erscheinung kommt, runde sich Inhalt und Erscheinung auch noch so sehr ab, höher oder nur gleich stehen könne einem Werke, das dem tiefsten sittlichen Inhalt in den denkbar höchsten Erscheinungsformen des Weltgeschichtlichen herausstellt. Ein Werk der Kunst, das sich mit dem Wohl und Wehe einer Familie abgränzt, steht zurück hinter einem Werke, das auf den Achsen des welthistorischen Fortschrittes läuft. Ein zürnender Hausvater im Schlafrocke und ein Donnergott der Schlachten, der ein Jahrhundert in andere Geleise lenkt, in wessen Umkreise wird der allgemeinere und darum höhere sittliche Inhalt zur Erscheinung kommen? — Und handelt es sich um die höchste Kunstform, um den Guß tragischer Conflicte, welche Dichterwerke ziehen tiefer den Himmel des Göttlichen in ihre Strömung, diejenigen, wo

diese Conflicte sich in sich selbst verwirren, oder diejenigen, wo sie im Wiederscheine des höhern Lebens gelöset werden? Doch wahrlich die letzteren. Dieß heißt nicht, dem Künstler das moralische Princip aufdrängen, daß er danach schaffe. Der Künstler soll nicht Moralist sein im gewöhnlichen Sinne des Worts. Aber der Künstler soll im letzten Grunde zeigen, daß der Weltplan im großen Ganzen der Welt ein guter sei; daß eine sittliche Ordnung in der Welt walte. Aber er soll es zeigen im letzten Grunde. Nach dem Vorbilde der Geschichte ringt der tragische Dichter seine Idee erst heraus mitten aus den Conflicten des Negativen, des Bösen. In diesem Negativen, in diesem Sichlosreißen aus dem allgemeinen Verbande der sittlichen Weltordnung offenbart sich immer der größte Act des Geistes, der Act der Freiheit. Dieß ist, was auf dem künstlerischen Standpunkte gefällt, während es auf dem sittlichen mißfällt. Der Sittenrichter verwirft das Negative von vorn herein, der Kunstrichter fordert von dem Genius, daß er es darzustellen vermöge, und je mehr es der schöpferischen Kraft desselben gelingt, den Act dieses Bruches, wenn der Menschengeist aus dem Geleise der sittlichen Weltordnung weicht, zu vergegenwärtigen, desto höher wird der Genius zu schätzen sein; denn als wahrhaftiger Genius bleibt er bei der Darstellung des Negativen nicht stehen, sondern, je höher dasselbe durch seine eigne Kraft gestiegen, um so ungeheurer wird der Dichter es von seiner Höhe wieder herabstürzen. Im Angesicht dieses herausgestellten Gegensatzes leuchtet die Idee in ihrer stärksten Glorie. Dieß ist der schwesterliche, feierliche Act, wo Religion und Kunst in einander fließen, wo Sittenrichter und Kunstrichter am Ausgangspunkte alles Endlichen sich verständigen. Das heißt nicht, an ein Kunstwerk den religiösen Maaßstab legen; das heißt, an ein Kunstwerk den Maaßstab der sich in Gegensätzen entwickelnden Idee des Universums legen. Ein Kunstwerk, das vor diesem Forum nicht besteht, das den Kampf der Erscheinungen zu anderem Zwecke darstellt, als zum Preise der Idee, jedes solche Kunstwerk wird die moderne Kritik in seiner Blöße aufdecken. Sie wird jene Tragödie verwerfen, die nach Darstellung menschlicher Schwächen und Leidenschaften — nicht gerechtfertigt dasteht eben durch den aus diesen Kämpfen hervorgehenden Sieg der Idee. — Die sittliche Größe Schillers besteht eben darin, daß er die Welt der Erscheinungen als den Spiegel betrachtet, in den das Bild des Unendlichen hineinfällt. Mag man ihm immerhin vorwerfen, daß bei ihm das Bild größer sei, als der Spiegel, — in Wahrheit ist es ja unendlich größer, — mag dieß die Ferse sein, wo dieser große Dichter auch vom Standpunkte der Fassung des Ideals verwundbar ist; nur erhebe man nicht auf seine Kosten andere Dichter, die sich in der Breite der Erscheinungen verlieren, und im Beharren auf diesem Niveau den Spiegel verdunkeln, in den das Bild des Idealen fallen soll. — Wir sprechen es aus, wir halten Schiller für den größeren Dichter, und zwar deßhalb, weil er tiefer die Gegensätze des Universums erfaßte und nach Kräften herausstellte, als dieß Göthe vermocht hat. Unter Gegensätzen des Universums verstehen wir aber nicht die Gegensätzsätze der nur sinnlichen Welt, die Göthe im reichsten Farbenspiele gezeigt hat; wir verstehen darunter jene Ström-

ung des Unendlichen und des Endlichen, in die der Menschengeist an diesem „kahlen Vorgebirge," Erde genannt, gerissen ist. Ein kühner Taucher und Perlenfischer in dieser Strömung ist Schiller. Welcher Dichter hat die Idee des Christenthums tiefer in die Färbung der Geschichte gemischt, wer die Menschheit heißer umarmt in der Ahnung jener Gemeinde, die keine Mauern abschließen! Auf diesen Grundlagen erblühend, welch' ein Kranz der edelsten Charaktere schlingt sich durch die Werke dieses Dichters! — Freilich — die einzelnen Punkte sinnlicher Wirklichkeit werden von ihm in ihrer ganzen Erscheinungsform nicht durchdrungen, sondern nur in Massen zusammengenommen und concentrirt, um den Lichtstrom des Idealen zu erzeugen. Aber diese Schwäche entspringt aus sittlicher Stärke, und die Kritik wird versucht den Speer des Angriffs zu senken; jene Stärke Göthe's dagegen, die vor dem Forum des Kunstideals nicht geleugnet werden kann, die Macht der Gestaltung sinnlicher Wirklichkeit, verliert sich nicht selten in sittliche Schwäche, und die Kritik, die das Kunstwerk als ein Ganzes im Auge hat, wird versucht die Lanze einzulegen.

Recepte für Prediger.

Der Stoff zu religiösen Vorträgen muß erwachsen aus dem verborgenen Umgang des Herzens mit Gott, aus dem Studium guter Bücher, besonders des Wortes Gottes, und aus dem lebendigen Verkehr mit der Gemeinde.

Jede Predigt soll eine That der Studirstube und der Kanzel sein. Zu Hause wird sie unter treuem Studium und Gebet geschaffen, in der Kirche unter dem Eindruck der andächtigen Versammlung reproducirt.

Bei der Vorbereitung erforsche zuerst den Text mit allen dir zu Gebote stehenden Hülfsmitteln, unter denen die Bibel selbst das beste ist; dann erwähle den Hauptgedanken zum Thema und zerlege es in seine Theile. Eine einfache, klare und logisch geordnete Disposition ist schon die halbe Predigt.

Vergiß nicht die alte Erfahrung: das Wort Gottes ist gleich einem wohlriechenden Kraut, das desto stärker riecht, je mehr man es reibt; gleich einem Baume, je mehr man ihn schüttelt, desto reicher fallen die Früchte.

Schreibe wo möglich den Vortrag und memorire. So allein wirst du täglich wachsen an Gedankenreichthum und Gewandtheit der Darstellung. Der HErr hat noch immer treuen Fleiß belohnt; aber die Nachlässigkeit und Trägheit hat keine Verheißung.

Hüte dich vor dem Extemporiren, es sei denn, daß Mangel an Zeit es nothwendig macht. Wer sich frühzeitig und ohne Noth daran gewöhnt, dessen Vorrath ist bald erschöpft, und der wird sich selbst und andern langweilig.

Eine gute Predigt ist nicht bloß Belehrung und Ermahnung, sondern Mittheilung des religiösen Lebens, setzt also dieses voraus.

Ein Prediger ohne lebendigen Glauben gleicht einer Statue ohne Auge, einer Sonne ohne Licht und Wärme, einem Schwert ohne Schärfe, einem Körper ohne Seele.

Laß dich vor dem Gang auf die Kanzel nicht stören, sondern schließe dich in dein Kämmerlein ein, damit deine Predigt durch Gebet und Sammlung des Gemüthes die Weihe von oben erhalte.

Bei der Ausarbeitung und beim Vortrag mache es dir zum obersten Grundsatz: Gott allein zu gefallen.

Denke jedesmal, daß die Zuhörer vielleicht das letzte Mal die Gelegenheit haben, auf den Pfad des Heils gewiesen zu werden.

Sei in Gedanken und Styl so einfach und klar, als möglich. Denke nicht an die wenigen Vornehmen und Gelehrten, die du zu Zuhörern haben magst, sondern an die Armen und Ungebildeten. Dann verstehen dich jene auch. An heiliger Stätte, wo alle menschlichen Unterschiede verschwinden sollen, kann man nicht populär genug sein.

Wahre Popularität ist aber nicht zu verwechseln mit Plumpheit und Roheit, welche vielmehr dem Geiste des Christenthums widerspricht und die Predigt wirkungslos macht. Aechte Volksthümlichkeit ist edel, keusch, würdevoll und hat ihr Muster an der Bibel, besonders an den Reden und Gleichnissen Jesu.

Popularität ist ferner nicht zu verwechseln mit Oberflächlichkeit. Vielmehr ist das Einfachste das Schwerste, und die klarsten Seen sind die tiefsten.

Predige allemal dir selbst zuerst und demüthige dich vor Gott über deine eigene Neigung zu den Sünden, die du an andern zu strafen gedenkst. Dann haben deine Ermahnungen doppelte Kraft für die Zuhörer.

Hüte dich vor zu vielen Strafpredigten. Mächtiger, als der Hammer des Gesetzes, wirkt die Sonne des Evangeliums von Jesu Christo, dem Gekreuzigten.

Wenn die Begeisterung der Zuhörer auf's Höchste gestiegen ist, dann brich ab; das nächste Mal kommen sie desto lieber.

Es ist schwerer, kurz, als lang zu predigen. Die Reden Christi und der Apostel sind sämmtlich kurz. Whitefield und Wesley predigten gewöhnlich nicht über 20 oder 30 Minuten.

Langgedehnte Predigten sind oft durch besondere Verhältnisse gerechtfertigt und nothwendig; weit häufiger aber haben sie ihren Grund in Mangel an gründlicher Vorbereitung und Eitelkeit des Redners.

Wenn die Zuhörer ermüdet sind, so denken sie an's Mittagessen, fangen an zu gähnen und verlieren auch den guten Eindruck, den der Anfang gemacht haben mag.

Wenn jemand deine Rednergabe lobt, gegen den verschließe dein Ohr, höre aber willig und dankbar jeden Tadel auch aus Feindes Munde an.

Nach der Predigt frage niemanden, wie sie ihm gefallen habe, sondern demüthige dich vor Gott und gib ihm alle Ehre.

Deutsche Zustände.

Aus öffentlichen Blättern und Privatnachrichten versuchen wir ein Bild der gegenwärtigen Zustände dieses merkwürdigen Landes, des Herzens von Europa, zu entwerfen. In Folge der letzten Revolutionen drängt sich nun auch die Frage nach völliger Trennung der Kirche vom Staate auf. Prof. Dr. Edel hielt in der Kammer der Abgeordneten in München eine mit dem „lautesten Beifall" aufgenommene Rede, worin er unter anderm sagt: „Der Satz, um welchen es sich handelt, ist einer von denen, welchen ich am freudigsten beigetreten bin, denn das Princip der Freiheit der Gewissen und des Cultus ist eine ewige, unwidersprechliche Wahrheit. Ohne Religionsfreiheit ist keine wahre Gewissensfreiheit möglich. Die Gewissens- und Religionsfreiheit entspricht ganz dem Geiste des Christenthums. Als die christliche Urkirche im Drucke war, haben die Christen dasselbe Princip postulirt, dieselbe Toleranz gefordert, und Juden dem Heidenthum die Ungerechtigkeit des Gewissensdrucks bewiesen. Leider hat die Kirche, zur siegenden geworden, diese Consequenz nicht behauptet, denn es geschieht oft, daß eine Wahrheit, die man im Drucke erkannt hat, im Siege vergessen wird. Der welthistorische Irrthum einer Staatskirche hat sich Jahrtausende hindurch fortgepflanzt, hat viele blutige Blätter in der Weltgeschichte beschrieben, hat langsam dem Siege der Toleranz Platz gemacht, und auch hier, bei dem Fortschreiten dieses Sieges, hat es lange gedauert, bis eine totale Entscheidung gewonnen worden ist. Verschiedene Kobolde haben den alten Schatz zu wahren gesucht. Zu diesen Kobolden gehört die Unterscheidung zwischen Gewissens- und Religionsfreiheit, zwischen Gewährung privatbürgerlicher und politischer Rechte, und die Distinctionen, die man in Bezug auf das Recht zur Hausandacht, zum Privatgottesdienst und zum öffentlichen Gottesdienst mit corporativen Rechten gemacht hat. Es ist Zeit, daß diesen Irrthümern vollständig ein Ende gemacht werde, und die Toleranz mit allen ihren Folgen den Sieg feiere in diesem Jahrhundert." — Unter den Vertheidigern jener Trennung finden wir auch den bekannten Kirchenhistoriker Guericke, einen strieten Lutheraner. In der Magdeburger Zeitung vom 13ten April erließ er einen Aufruf, aus dem wir folgende Stelle entnehmen: „Die Revolution ist jetzt eine Thatsache, und an uns, an uns Christen und Theologen ist es, uns in die Zeit zu schicken. Der Staat hat im Princip aufgehört, ein confessioneller, ein christlicher zu sein. Darum kann auch von Staatskirche dem Princip nach nicht mehr die Rede sein. Treibt schon das zeitliche Interesse der Geistlichkeit in ihrer Mehrzahl sie jetzt noch zum Lecken wider diesen Stachel; endliche und vielleicht baldige gänzliche auch factische Trennung der Kirche und des Staats ist die unvermeidliche und jedenfalls immer noch die heilsamste Folge dieser Staatsumwandlung. Die Staatskirche wird das Aas sein, um welches sich die Adler sammeln." — Der römisch-katholische Pius-Verein von Mainz hat eine Adresse an die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt eingesandt, worin um völlige Aufhebung aller die Kirche beschränkenden Gesetze, um Gewährleistung ihrer Rechte und um völlige Gleichstellung der Confessionen gebeten wird. „Wir sind weit davon entfernt," heißt es in der Adresse, „auch nur den geringsten Vorzug vor irgend einer andern Confession zu begehren; wir verlangen vielmehr und fordern auf das Entschiedenste, daß alle Confessionen ohne Unterschied der gleichen Freiheit und Unabhängigkeit theilhaftig werden

sollen, wie ja auch die Bekenner derselben der Wohlthat der gleichen bürgerlichen und politischen Gesetze genießen."

Wird diese Maaßregel durchgeführt, so ist zunächst eine unglaubliche Confusion und eine Zersplitterung der Staatskirchen in viele Secten die fast unvermeidliche Folge. Aber was hilft eine Einheit, die bloß durch äußere Gewalt aufrecht gehalten werden kann? Liegt nun einmal das Sectenwesen, das in Deutschland theoretisch schon längst vorhanden ist, im Entwicklungsgang des Protestantismus, so lasse man den äußeren Zustand dem inneren entsprechen und die Krankheit zur Krisis kommen. Denn nur so kann sie endlich radical geheilt werden. Die Kirche wird äußere Mittel und Kräfte verlieren, viele Prediger werden keine Unterstützung mehr finden und manche wohlthätige Gesellschaft Bankerott machen. Tholuck fürchtet selbst den Sturz der Universitäten. Allein dafür wird die Kirche auch lernen, sich ausschließlich auf den Herrn zu verlassen, wie im vorconstantinischen Zeitalter, ihre eigene innere Lebenskraft zu entwickeln, und so einen reichen Ersatz für den anfänglichen Verlust gewinnen. Hoffentlich wird die deutsche Frömmigkeit und Liberalität sich nicht von der amerikanischen beschämen lassen, sonst hätte sie jedenfalls keine Ursache mehr, unsere religiösen Zustände vornehm zu tadeln und zu bemitleiden.

Sonst sieht es gegenwärtig betrübt im alten Heimathlande aus, und wir fühlen die innigste Sympathie mit seinen Leiden und Kämpfen. Die nächste Folge einer Revolution ist immer ein mehr oder weniger anarchischer Zustand, eine Entfesselung der wüsten Gelüste des Pöbels und aller mit Gott und der Welt zerfallenen Subjecte, die nichts zu verlieren haben, als ihr Leben, das ihnen ohnedieß zur Last und zum Eckel geworden ist. Die Armen beneiden die Reichen und nehmen bittere Rache an den Gutsbesitzern und Fabrikherren; die Arbeiter verlangen ungebührliche Erhöhung ihres Lohnes und verschwenden ihn in Unmäßigkeit; die Berliner Gymnasiasten wollen sich selbst ihre Lehrer wählen, sich selbst befördern und bestrafen; die Fürsten sind zu Puppen, zu willenlosen Dienern Sr. Majestät des Volkes herabgesetzt; die Macht der Obrigkeit und der Gesetze überhaupt ist gebrochen oder wenigstens gelähmt. Die constitutionell monarchische Partei hat zwar über die republicanische auch im Parlament zu Frankfurt bedeutend das Uebergewicht. Aber entscheidende Thaten hat dieses auch noch nicht gethan. Jakob Grimm, dieser ächt deutsche Mann, beklagte sich dort neulich über die leidige deutsche Gründlichkeit. Statt des Sprichwortes „Vorgethan und nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht," müsse man vielmehr sagen: „Lang bedacht und schlecht gethan, das will der deutsche Schlendrian." Der hochgebildete und edelmüthige König von Preußen, der nach bestem Wissen das Wohl der Kirche beförderte, kann nun nichts mehr thun, er ist ein Gegenstand des Mitleids selbst unter seinen wärmsten Freunden geworden. Für die deutsche Kaiserkrone wird er sich jetzt wohl bedanken.* Die letzte Empörung in Berlin, die Erstürmung des Zeughauses (den 14. Juni) durch eine rohe Rotte, ist ein trauriger Beweis von der Schwäche der Regierung. Ein unverbürgtes Zeitungsgerücht meldet, daß Friedrich Wilhelm IV. ernstlich daran denke, die Regierung seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen abzutreten, der steif aristokratisch, einseitig für's Militär eingenommen und höchst unpopulär ist, also die Verwirrung nur vermehren würde. Der neue Minister der geistlichen Angelegenheiten, der übrigens schon wieder abgedankt hat, Graf Schwerin (Schleiermacher's Schwiegersohn) hat eine allgemeine Synode der unirten Kirche zusammenberufen. Vielleicht wird nichts daraus, wie aus dem Oberconsistorium, dessen Existenz

*) Nach den allerneusten Nachrichten, die soeben per Hibernia ankommen, hat das Parlament den Erzherzog Johann von Oestreich interimistisch zum deutschen Kaiser erwählt. — *P. S.*

nie über die Kabinetsordre hinausgegangen. Es scheint viel wahrscheinlicher, daß die Union, sofern sie ein Staatsproduct ist, über den Haufen geworfen werden, und ein Neubau aus der Theologie und dem religiösen Leben der Gemeinde beginnen wird, in welchem dieselbe eine viel tiefere Wurzel hat. Nicht nur die „Evang. Kirchenzeitung," auch die Gläubigen aller Orten wehklagen und jammern über diese Zustände. Man lese z. B. folgende Stelle aus einem uns soeben zugekommenen langen Privatschreiben vom Herausgeber des „Christenboten": „Die Theurung im vorigen Jahr, sowie die Eisenbahnen haben fast alles baare Geld aus dem Lande entfernt, jetzt ist es vollends geschwunden, da, wer noch etwas hat, es zurückbehält in Furcht, bald zur Flucht genöthigt zu sein. Zinsen, Steuern und Schulden werden fast nirgends mehr bezahlt, und wenn das so fortgeht, sehen wir einer baldigen Auflösung aller Verhältnisse entgegen. Schwerlich könnt ihr euch in Amerika einen Begriff machen von dem ängstlichen Warten der Dinge, das jetzt in Europa verbreitet ist. . . . . Allgemein ist die Ansicht verbreitet, Europa gehe jetzt einem gänzlichen Untergange entgegen. Die Cultur wandere nach dem Westen, oder werde ganz vom Antichrist ergriffen. . . . Selbst wo sich Alles noch friedlich ordnet, ist für Deutschland eine zeitweise Herrschaft des Rationalismus nicht allein, sondern des Straußischen Unglaubens oder noch Aergeres zu erwarten im antichristlichen Despotismus, der alle Gläubigen aus dem Lande treibt. Da könnte Amerika auf einmal Einwanderer ganz anderer Art bekommen, als in den letzten Jahren, wo hauptsächlich die politisch Unzufriedenen und die mit der Kirche um ihres Unglaubens willen Zerfallenen sich dorthin wandten. Es könnte jetzt eine Auswanderung geben, wie von England aus in den Zeiten der Verfolgung der Puritaner, und namentlich dem Prediger-Mangel könnte da bald abgeholfen werden." ꝛc. ꝛc. — — Nur wenige erheben sich über diese Uebelstände als über bloß interimistische Durchgangspunkte zur Anschauung einer neuen Schöpfung, die aus den Trümmern erstehen wird. Eine solche hoffnungsvolle Stimme tritt uns aus dem Brief eines ehemaligen Tübinger Studiengenossen entgegen: „Die westliche Hemisphäre," schreibt er unter anderem, „steigt in aller Gebildeten Augen täglich mehr, nicht um deßwillen, was sie gethan hat, sondern um deßwillen, was in Europa jetzt geschieht und zu erwarten ist. Und doch gibt es für den Geschichtsforscher kaum etwas Erfreulicheres, als den Anblick dieser sturmbewegten Menschenwelt Europa's, aus deren Gährung kräftige Individuen zur rechten Stunde mit Bildungskräften für neue sociale Organisationen auftauchen werden. Der eherne Götze Staat, in welchem das Absolute in unserer Mitte erschienen sein wollte (— ist er ja nach Hegel der realisirte Wille Gottes selbst! —), ist mir tausend Mal verhaßter, als eine kirchlich sanctionirte Infallibilität, und die Christenheit hat ebenso viel Grund, sich über den Fall der Krone, wie über das Sinken der Tiara zu freuen. Aber freilich der stürzende Götze wird noch Tausende in seinem Falle erschlagen."

Jeder amerikanische Christ wird Gott danken, daß wir die unschätzbaren Segnungen des Friedens genießen, während Europa in seinen Grundfesten erzittert und von einem allgemeinen Völkerkrieg bedroht ist. Wir wollen aber nicht müßige Zuschauer sein, sondern ernstlich beten für das schwer heimgesuchte Deutschland, daß der Herr gewaltige Organe erwecken möge, die mit Prophetenzungen den tieferschütterten Völkern Buße predigen, den Sinn der ernsten Gerichte Gottes dolmetschen, und der evangelischen Kirche einen Ausweg zeigen aus dem unseligen Labyrinthe der Gegenwart. Höchst erfreulich ist, daß sich die Anzeichen eines neu erwachenden religiösen Lebens in Folge dieser Demüthigungen bereits an verschiedenen Orten kund geben. Das war ja auch der Fall in den ewig denkwürdigen Jahren der Freiheitskriege, wo Jehova, der Herr der Heerschaaren, so majestätisch einherschritt, den stolzen Eroberer in den Staub werfend und die niedergetretenen Deutschen zu Siegesjubel

erhebend. Aus Süddeutschland vernehmen wir, daß dort neuerdings die Gotteshäuser weit stärker besucht werden und ein ernstes Fragen nach der Seelen Seligkeit sich allenthalben regt. Eine ähnliche Stimme läßt sich von Elberfeld vernehmen in einem Brief vom 30sten April, von welchem wir, obwohl er schon etwas alt ist, den Schluß aus dem „Am. Botschafter" mittheilen wollen: —

* * * „Wir sind in beständiger Ungewißheit und banger Erwartung dessen, was der nächste Tag uns bringen mag. Wir fühlen uns mehr als je abhängig von Gott. Nur Er ist unsere Zuflucht für und für, in jeder Angst, die über uns kommt. Die Schuld, um derer willen wir diese Heimsuchung erfahren, ist Nationalschuld. Wir haben alle gesündigt und sind allesammt gottlos gewesen (Dan. 3, 5). In diesem Gefühle haben manche Gemeinden eigens einen Bußtag gehalten. Dazu werden größere und kleinere Betstunden gehalten, worin wir uns und unserm Volke Buße und Vergebung erflehn. Wenn es uns zu enge werden will im Herzen, im Hause und in der Welt, — am Gnadenthrone ist immer Platz, ob Tausende auch ihn umknieen, und unter dem Kreuz ist eine sichere Freistatt. „Wir liegen Gott am Herzen, wenn auch der Weltkreis zusammenbricht" — sagt Melanchthon, und wir erfahren's jetzt so. Und Ihr drüben in Amerika, betet, betet für uns! es thut wahrlich Noth. Viele glauben, das Ende sei nahe, forschen, sprechen und lesen viel darüber. Ach! daß wir lauter, recht lauter würden! — Mitten in all' dieser Verwirrung zieht jetzt der Baron von Seld als Mäßigkeitsprediger umher. Er redet mit ungemeiner Begeisterung, die schauderhaften Scenen schildernd, die der Branntwein herbeiführt, und wie der Säufer unter das Thier herabgewürdigt werde. Es war ergreifend anzusehn bei einer Gelegenheit, wo ich beiwohnte, wie am Schlusse die ganze große Versammlung, vornehm und gering, gläubig und ungläubig, alt und jung, sich in Einem großen Zuge zu ihm bewegte, ihm die Hand reichte und dadurch versprach, dem Branntwein zu entsagen. Auch scheint hier in Elberfeld eine große Erweckungszeit im Anzuge zu sein. Täglich kann man von neuen Seelen hören, die in der Buße stehn. Junge Kinder kommen zum Glauben und stehen auf eine liebliche Weise unter der Zucht des heiligen Geistes. Gott sei gelobt, der in dieser Nothzeit solchen geistlichen Segen schafft! Ja, Zion darf auch jetzt innig vergnügt sein und sein Herz an himmlischen Früchten laben."

Kirchliche Nachrichten.

Die Synode von Pennsylvanien, die älteste und zahlreichste unter den Synoden der amerikanisch-lutherischen Kirche, hat am 18. Juni ihre **101**ste Jahresversammlung zu Easton, Pa., gehalten. Das Wichtigste, was dort vorkam, war ein Schritt zur Annäherung an die Generalsynode, welche einige Delegaten mit dem Oelzweig des Friedens dahin abgesandt hatte. Die beabsichtigte Verbindung erstreckt sich zunächst auf den Gebrauch derselben Liturgie, auf die Missionssache und auf die Erziehungsangelegenheit. Die „Pennsylvanische Synode" sieht die dringende Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Anstalt zur Bildung ihrer künftigen Geistlichen ein, und da ihr Versuch, eine eigene zu gründen, bisher fehlschlug, und da die Repräsentanten

der Generalsynode mit dem Vorschlag zu freundlicher Cooperation mit Gettysburg entgegenkamen, so wurde eine Committee angewiesen, sich mit dem Directorium dieses Seminars über die „Schicklichkeit einer Vereinigung" mit demselben zu besprechen und darüber der nächsten Synode zu berichten. Diese Vereinigung wird zwar noch auf manche Schwierigkeiten stoßen, denn die Differenzen zwischen alter und neuer Schule, sowie zwischen dem englischen und deutschen Interesse sind noch immer sehr bedeutend. Wenn sie aber gelänge, und zwar nicht bloß äußerlich, durch diplomatische Verhandlungen und aus politischen Rücksichten, sondern innerlich im Geiste und in der Wahrheit, so wäre damit etwas sehr Bedeutendes gewonnen. Kaum liegt der lutherischen Kirche ein wichtigerer Gegenstand zur Berathung vor, als der einer Concentration all' ihrer deutschen und englischen Kräfte, einer wahrhaften Union auf dem Grunde ihres Bekenntnisses, ihrer Geschichte und ihrer eigenthümlichen Mission in diesem Lande. So lange Lutheraner und Reformirte nicht zunächst für sich vereinigt sind, kann auch natürlich von einer Union beider zu Einem kirchlichen Körper nicht die Rede sein.

Der Lutheraner. — Dieses Organ der neugebildeten streng lutherischen Synode von Missouri brachte in einem Beiblatt zur Nummer vom 27sten Juni einen in seiner Art recht tüchtigen Aufsatz über „die bischöfliche Kirche und das Lutherthum" mit einigen Bemerkungen über den Herausgeber des „Kirchenfreunds," welche einer Berichtigung bedürfen. Ueber die Episcopalkirche und ihre neueren Fortschritte gedenken wir nächstens, so Gott will, ebenfalls etwas zu sagen. Was aber die dort ausgesprochene Verwunderung betrifft, daß mir das Resultat der reformirten Dogmatik von Alex. Schweizer hinsichtlich der wesentlichen Identität des Zwinglischen und Calvinischen Lehrbegriffs, besonders in der Theorie von den Sacramenten, entgangen sei; so muß ich darauf erwiedern einmal, daß ich dieses Werk wohl kenne, sodann aber, daß ich den Dr. Schweizer weder für einen „Stimmführer der deutsch-reformirten Theologie," noch sein Buch für eine durchgängig treue, objective Darstellung des reformirten, zumal calvinischen Lehrbegriffs halten kann. Er gehört zu denjenigen Gelehrten, welche auf dem Standpunkt des Schleiermacher'schen Halbglaubens stecken geblieben sind, statt sich von ihrem großen Lehrer zu Christo, dem alleinigen Meister, hinführen zu lassen. Außerdem hat die destructive Kritik der modernen negativen Theologie bedeutend auf ihn eingewirkt. Abgesehen von unserm Privaturtheil, wird er sowohl in der Schweiz, als in Deutschland keineswegs als ein orthodoxer und entschieden gläubiger Theologe anerkannt. Natürlich hat nun seine eigene Ueberzeugung einen sehr starken und trübenden Einfluß auf die Darstellung der reformirten Kirchenlehre ausgeübt, die er in den Schleiermacher'schen Determinismus und Subjectivismus hineinconstruirt. Wenn sodann der Correspondent des „Lutheraners" am Schlusse bemerkt: „Möchte es der göttlichen Vorsehung gefallen, einen Mann, von dem Einsender dieses gern so viel lernen möchte, für das ungeschmälerte Bekenntniß der biblischen Wahrheit, dem alle Subjectivität sich unterordnen muß, in unserem Abendlande zu gewinnen, ohne daß er darum ein „bornirt-stolzer Altlutheraner" werden müßte! Das ist der innige Wunsch der in dem Herrn verbundenen Brüder, ja, der aller Orten betenden heiligen Gemeinde:" — so können wir ihm für diese fürbittende Theilnahme nur von Herzen dankbar sein, müssen ihn aber dabei versichern, daß es schon längst unser redliches Bestreben war, unsere Subjectivität in freier Weise dem Worte Gottes, als dem alleinigen festen Ankergrunde der Seele, zu unterwerfen. In diesem Bestreben lasse ich mich freudig und dankbar belehren, auch von der lutherischen Kirche, welcher der Herr köstliche Privilegien und eine bedeutungsvolle Mission, besonders auch in der Theologie anvertraut hat. Daß ich aber je ein „Altlutheraner" werde, wäre nur dann zu erwarten, wenn es gelänge, mich zu überzeugen, daß dieser wichtige Zweig des Reiches

Gottes mit der „Einen heiligen, allgemeinen Kirche" des apostolischen Symbolums zusammenfalle. Hüten wir uns davor, den Theil mit dem Ganzen zu verwechseln und das Verfahren des Romanismus nachzuahmen, dessen unbewiesener Grundirrthum eben darin besteht, daß er sich mit der Kirche identificirt und jenseits seiner Grenzen nur verdammliche Ketzer und Schismatiker kennt.

Deutsche Congregationalisten-Gemeinden und Holländer in Jowa. — Ein Correpsondent des "New England Puritan" vom 6. Juli schreibt aus Dubuque unter anderem: —

"One interesting fact also deserves mention. Among the churches added during the past year are two composed of Germans. They are strictly Congregational, and, so far as I know, the only ones in existence organized on that system. They chose it themselves. It is to be hoped that this plan will exert a salutary influence, and call out their energies, as it is adapted to do. And, by the way, the Germans are becoming a most important class in the West, and should have the special attention of the managers of Home Missionary operations. Thousands of them are pouring into the great valley, who are entirely unsupplied with evangelical preachers, and, unless provided for by the Americans, will fall away into infidelity, and their children grow up in semi-barbarism. — A large proportion are Protestants, and those who are Catholics are comparatively accessible to Protestant means of grace. But the difficulty seems to be to find evangelical preachers. Something should be done to raise them up.

"There is a most excellent man here — the Rev. P. Heury (soll heißen *Flury*) — from the Grisons in German Switzerland. — He is building up a strong Congregational church here. He commenced with 35 members, and received 33 more during the last year, and four at the last communion. He has a small church edifice commenced, but needs help. Are there not some benevolent individuals who will contribute one or two hundred dollars to aid him? It is of great importance that he be sustained here, as it is a centre of influence for him. We licensed a German preacher at our last meeting of Association. He was formerly a public teacher in Hesse Cassel.

"You have also heard of an interesting colony of Evangelical Hollanders, who arrived in our State a year ago or more. They were driven from their native land, like the Pilgrim Fathers of New England, by persecution, and resemble them very much in many respects. They have purchased two townships of land in Marion county, near the centre of the State. They are original Congregationalists, (?), and sympathise with us, and we expect their church and minister to unite with our Body. They are about 700 in number, of whom about 150 belong to the church. They have a pious and learned minister, — Domine Sholte, and five elders, who preach also, and prepare business for the church, acting like a Congregational Standing Committee. The church, however, reserves the power of final action to itself.

"They are very particular in the observance of the Sabbath. I saw recently an account of a vessel containing some of the same class, that laid by at Detroit over Sabbath. They are also very faithful in the training of their children. Americans might learn a lesson from them in Christian Nurture. It is a very interesting settlement, and we should be glad if multitudes more of such immigrants should reach our State."

Statistik der niederdeutschen (amerik.-holländischen) Kirche. — Diese Kirche ist verhältnißmäßig am besten versehen mit Predigern, und hat sogar einen Ueberfluß daran. Nach dem neusten Bericht von diesem Jahre zählt sie 282 Gemeinden, 298 Geistliche und 34,100 Communicanten.